

Hartmut Böhme
Bernd Kordaß
Beate Slominski
(Hrsg.)

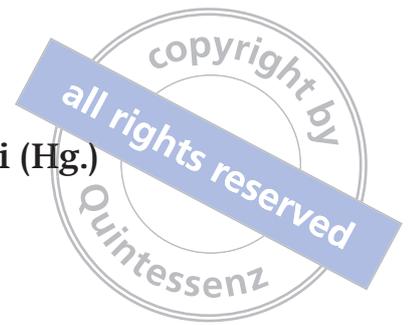


Das Dentale

Faszination des oralen Systems in Wissenschaft und Kultur

 QUINTESSENZ VERLAG

Hartmut Böhme, Bernd Kordaß, Beate Slominski (Hg.)



Das Dentale

in Wissenschaft und Kultur

Faszinierende Welt des oralen Systems

 QUINTESSENZ VERLAG

Berlin, Chicago, Tokio, Barcelona, Bukarest, Istanbul, London, Mailand, Moskau, Neu-Delhi,
Paris, Peking, Prag, Riad, São Paulo, Seoul, Singapur, Warschau und Zagreb



INHALT

- 7 *Gregor von Nyssa* *Der Mensch erhält ein Gesicht*
- 9 Intermezzo: GESICHTSVERKLEIDUNG
- 11 *Hartmut Böhme und Beate Slominski* **Einleitung – Evolution, Naturgeschichte und Historische Anthropologie des Mundraums und der Zähne**
- 43 Intermezzo: AT THE CIRCUS
-
- ### Evolutionsbiologie und Ethnologie
- 45 Intermezzo: PHANTOMBILDER
- 47 *Kurt W. Alt* **Die Zähne – Erfolgsmodell der Natur und Archiv der Vergangenheit**
- 63 Intermezzo: RELIKTE GRUBE VII, SCHICHT II
- 65 *Ottmar Küllmer* **Der verlorene Biss – Biologische und kulturelle Evolution der Zähne**
- 87 Intermezzo: THE VOICE AS PERFORMANCE
- 91 *Jürgen Trabant* **Von der Hand in den Mund – Zur Entstehung von Sprache**
- 102 Intermezzo: SALO HOUSE 13 – SO MUCH I WANT TO SAY – OPEN BOOK
- 105 *Hannes Haberl* **Auf des Messers Schneide – Konstruktive Chirurgie am Kind**
- 118 Intermezzo: DER SCHNITT – ENTSTELLUNGEN
- 121 *Roland Garve* **Dentalkulte und Zähne – Eine ethnozahnmedizinische Studie**
- 137 Intermezzo: DIFFERENTIA SPECIFICA
- 139 *Roland Garve* **Rituelle Zahndeformierungen bei traditionellen und indigenen Völkern**
- 155 Intermezzo: DER SCHREI
- 157 *Peter Gängler* **Vergleichende Odontologie und Periodontologie – Zur Evolutionsbiologie der Zähne**
- 163 Intermezzo: DER LETZTE SCHREI
-
- ### Orale Physiologie und Biomechanik
- 165 *Thomas Kaiser* **Woher die Zähne kommen – Ein kurze Naturgeschichte der Zähne**
- 180 Intermezzo: ALLES WURST – RESTAURANT CHEZ FRESS
- 183 *Alfons Hugger, Sybille Hugger, Hans-Jürgen Schindler und Bernd Kordaß* **Die Arbeit der Zähne – Unterkieferbewegungen im Kontext des Kauens**
- 193 Intermezzo: YOUR TEETH ARE OFFSIDE
- 195 *Martin Lotze und Bernd Kordaß* **Neurozerebrale Dimensionen der Zähne – Untersuchungen mit fMRT**
- 205 Intermezzo: SELBSTPORTRAIT MIT KOCHTOPF
- 207 *Cornelia Kober, Christian Hellmich, Stefan Stübinger, Hans-Florian Zeilhofer, Robert Sader* **Die virtuelle Last auf dem Zahn – Zur dentalen biomechanischen Simulation mit der Methode der Finiten Elemente**
- 219 Intermezzo: URZEIT/UHRZEIT
- 221 *Sebastian Ruge und Bernd Kordaß* **Mathematische Betrachtungen zum Kausystem und CAD/CAM**



Morphogenese und Historie des Mundraums

- 233 Intermezzo: HÖLLENSCHLUND
235 *Werner Röcke* **Aufreißen des Schlunds und Blecken der Zähne – Gelächter und Gewaltbereitschaft
in Literatur und Kunst der Frühen Neuzeit**
249 Intermezzo: DIE TROCKENMUMIEN VON PALERMO
251 *Matthias Lange* **Vom »zene knirschen« und »grisgramen« – Bruxismus in Kunst und Literatur vor
dem Beginn der modernen Wissenschaften**
257 Intermezzo: ALBUM COLLECTION
259 *Ralf J. Radlanski* **Gezeichnet für den räumlichen Eindruck – Zahnanlagen des Menschen im Kappen-
stadium und im frühen Glockenstadium**
267 Intermezzo: KOSMETISCHES CROSSOVER
269 *Ralf J. Radlanski* **Ein menschliches Gesicht entsteht – Embryologische Studien**
281 Intermezzo: CONSTRUCTION CHART
283 *Susanne Codoni* **Auf den Zahn gefühlt – Das orofaziale System im Netzwerk der muskuloskelettalen
Einheit**
289 Intermezzo: EKTOPLASMA
291 *[De Soto]* **Spurenlese in der Kindersprechstunde**
295 Intermezzo: TEETH OF THE LAST GIPSIES OF PONTOCELLI
297 *Frank Wohl* **Dentaler Sonderweg? – Zahnmedizinische Prävention und Gesundheitsförderung im
Kontext medizinkritischer Diskurse**
306 Intermezzo: DIE ALTEN

Dentale Phantasmen in Literatur, Kunst und Film

- 309 *Karin Leonhard* **Biss im Bild – Von einer Bildtheorie der Spaltung**
317 Intermezzo: VITRINE FÜR VERWANDLUNG
319 *Florian Tremba* **»... die schönen starken tiermäßigen Zähne« – Franz Kafkas Obsession des Mundes**
325 Intermezzo: MORTUUS NON MORDET
327 *Hartmut Böhme* **Die Zähne des Vampirs – Zur Psychodynamik des Vampirismus in der Literatur**
347 Intermezzo: NEW PRÄSIDENT
349 *Moritz Steiauf* **Die orale Monstrosität des Zombies**
358 Intermezzo: EAT ME !
361 *Marcus Stiglegger* **»Sind Sie außer Gefahr?« – Der Zahnarzt als Angstfigur im Film**
367 Intermezzo: BOUCHE
369 *Valeska Bertoncini* **Spucke und Speichel in Documents – Manifeste des Auswurfs zwischen Surrealismus
und Kulturanthropologie**
374 Intermezzo: L'ARRACHEUR DE DENTS – MARKT DER ALTEN ZÄHNE
379 *Magdalena Holzhey* **»Verkaufsstand alter Gebisse« – Motive des Zubeißens und Einverleibens in der
Kunst des 20. Jahrhunderts**
385 Intermezzo: KOPFHÖHLEN
387 *Susann Neuenfeldt* **Zähne zeigen – Dentale Imaginationen des Kalten Krieges**



Traumatologie und Psychoanalyse des Dentalen

- 397 Intermezzo: DEEP THROAT – CORPS ÉTRANGER
- 399 *Hartmut Böhme* **In der Höhle – Michel Mettlers Roman »Die Spange«**
- 415 Intermezzo: SKATSPIELENDE KRIEGSKRÜPPEL
- 417 *Ralf Vollmuth* **Dem Menschen wieder ein Gesicht geben – Die Entwicklung der Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie im Ersten Weltkrieg**
- 425 Intermezzo: THE REPAIR – PROTHETIK
- 427 *Joseph Roth* **Die Krüppel. Ein polnisches Invalidenbegräbnis.**
- 429 Intermezzo: THE REPAIR
- 430 Intermezzo: ZAHN UND WEH
- 431 *Hans-Peter Jöhren* **Die alte Angst vor der Zahnmedizin**
- 444 Intermezzo: ZAHN UND ÜBERMENSCH
- 445 Intermezzo: LE ROI SOLEIL
- 447 *Olaf Knellessen* **Der Biss (in) der Psychoanalyse**
- 455 Intermezzo: ERDE, GEÖFFNET
- 457 *Ulrike Harms* **Zur Psychoanalyse der Dentition**
- 465 Intermezzo: ZAHNSEIDENHALTER – KINDERGESICHTER
-
- 467 Autoren
- 470 Künstler
- 472 Danksagung und Impressum



Gregor von Nyssa

Der Mensch erhält ein Gesicht

»Da also der Mensch ein vernünftiges (sprachfähiges) Lebewesen ist, so mußte das Werkzeug des Leibes für den Gebrauch der Sprache [λόγος] tauglich eingerichtet werden. Wie man bei den Musikern sehen kann, daß sie je nach der Art ihrer Instrumente die Musik betreiben und weder auf Leiern flöten, noch auf Flöten leiern, auf dieselbe Weise mußte die Einrichtung der Organe für die Sprache [λόγος] geeignet sein, damit sie, je nach dem Bedarfe der Wörter, von den Stimmorganen gebildet, in gehöriger Weise ertöne. Darum wurden dem Körper die Hände beigelegt. Denn wenn man auch zehntausend Dienste für's Leben aufzählen kann, wozu diese geschickten und vielleistenden Werkzeuge der Hände dienlich sind, die bei jeder Kunst und Thätigkeit in Krieg und Frieden geschäftig mitthun, so hat aber doch die Natur den Logos dem Körper vorzugsweise des Wortes wegen verliehen. Denn wenn der Mensch die Hände nicht hätte, so wären ihm gewiß nach Art der Vierfüßer, dem Nahrungs-Bedürfniß entsprechend, die Theile seines Gesichts eingerichtet worden, so daß dessen Gestalt vorgestreckt sein und zu Schnauzen sich zuspitzen und die Lippen des Mundes hervorragten würden, wulstig, ungelent und grob, um zum Ruffen des Grases geschickt zu sein; zwischen den Zähnen aber läge eine andere Zunge, etwa fleischig, zäh und rauh, und zugleich mit den Zähnen das unter das Gebiß Gekommene verarbeitend, oder schlüpfrig und hin und her schlappend, wie die der Hunde und der übrigen Fleischfresser ist, die in dem Gezack der Zähne zwischen den Abständen sich schlängelt. Fehlten also dem Leibe die Hände, wie würde dann eine artikulierte Stimme gebildet? Die Einrichtung der Mundtheile wäre dann nicht für den Dienst des Lautes gestaltet. Es müßte daher der Mensch jedenfalls entweder blöcken oder mäckern oder bellen oder wiehern, oder Ochsen und Eseln ähnlich schreien, oder ein anderes thierisches Gebrüll ausstoßen. Nun aber, da die Hand dem Leibe eingefügt ist, hat der Mund Muße zum Dienste des Wortes. Sonach haben als eine Eigenthümlichkeit der sprachfähigen Natur sich die Hände erwiesen, indem so der Schöpfer durch sie der Sprache die Leichtigkeit erfand.«



Dieser 1635 Jahre alte Text des kappadokischen Kirchenvaters Gregor von Nyssa (gest. 394) aus der »Abhandlung über die Ausstattung des Menschen« (ca. 380 n. Chr.) wird von einem der wichtigsten Anthropologen des 20. Jahrhunderts, André Leroi-Gourhan, zitiert. Obwohl Gregor die körperlichen Eigenschaften des Menschen als sekundäre Folgen seiner Fähigkeit zu Vernunft und Sprache darstellt und sich dabei als Platoniker erweist, sind seine Ansichten des menschlichen Körpers erstaunlich modern. Er betont die enge Verzahnung von Sprache und Hand. Die Freisetzung der für vielerlei Handlungen geeigneten Hände bringt er in Zusammenhang mit dem aufrechten Gang. Mit diesem ist wiederum eine veränderte Organisation des Schädels und des Mund- und Zahnraums verbunden: Voraussetzungen für eine kumulative Zerebralisierung und die Entwicklung der Sprache. Hätten sich nicht die Hände gebildet, wäre auch die Schnauze wie bei den Tieren gestreckt geblieben; Zunge und Zähne wären nur nach den Erfordernissen des Pflanzen- und Fleischfressens eingerichtet. Phonetisch gesehen wären allenfalls die Töne der Tiere, aber nicht die menschliche Sprache zu hören gewesen. Wir brauchen, um handeln zu können, die Hände; um sprechen zu können, ist eine andere Architektur des Schädels und des Mund- und Zahnraums erforderlich; und für all das ist die Aufrichtung des Körpers mit den weitreichenden Folgen für Skelett, Muskulatur, Bewegungsart konstitutiv: *homo erectus*. Gewiss folgt Gregor der Schöpfungstheologie: Gott entwirft den Menschen so, dass sein Körper für die Dienste des Geistes optimal ausgestattet ist. Es ist eine religiöse Anthropologie: Der Geist, der Gott am nächsten ist, prägt und organisiert den Körper. Umso erstaunlicher, dass Gregor dennoch eben jene strukturellen Merkmale herausstellt, wie sie noch heute für konstitutiv gehalten werden: Intelligenz und Sprache finden ihre physiologischen Bedingungen im aufrechten Gang. Dieser setzt die Hände für technische Handlungen und Gestik frei. Die Entlastung des Mundraums ermöglicht die Hervorbringung sinngegliederter Lautfolgen. Das vordere Relationenfeld des orofazialen Systems mit seiner audiovisuellen Dominanz und der von der zweibeinigen Lokomotion bedingten Richtungsräumlichkeit begründet Struktur und Dynamik der menschengesellschaftlichen Weltaneignung.

Dies ist der Horizont, in welchem die Zähne und das Orale in diesem Buch analysiert und gedeutet werden. Der Kontext ist heute nicht mehr schöpfungstheologisch, sondern natur- und kulturwissenschaftlich bestimmt. Er reicht tief in die Evolution und ist ethnologisch weltweit differenziert. Er erfordert eine paläoanthropologische Fundierung des Dentalen, die ebenso wie die klinische Zahnmedizin sich modernster bildgebender Verfahren und mikrobiologischer Forschung bedient. So sehr der Mundraum dabei verwissenschaftlicht wird, so sehr wird er in der Geschichte der Kulturen semantisiert und mit Bedeutungen und Phantasien angereichert. Der Mundraum wird deswegen als ein biologisch-semiotisches Ensemble dargestellt – und darum darf eine so uralte Intuition, wie sie Gregor von Nyssa entfaltet hat, als Motto für dieses Buch dienen.

H. B.



Einleitung – Evolution, Naturgeschichte und Historische Anthropologie des Mundraums und der Zähne

Zähne im Kontext

In diesem Buch werden Brückenschläge zwischen Natur- und Humanwissenschaften, zwischen Evolutionsgeschichte und Kulturgeschichte, zwischen Medizin und Kunst unternommen. Dem liegt als Hypothese zugrunde, dass immer dann, wenn wir es mit dem Mundraum und den Zähnen zu tun haben, uns zugleich mit den physiologischen Gegebenheiten, Funktionen und Prozessen ein komplexes Ensemble von Bedeutungen, Gefühlen, Ausdruck und Erleben begegnet. Es begegnet aber auch eine Tiefenzeit, weil die heutige Formation des Oralen das evolutionäre Ergebnis eines Jahrmillionen langen Bildungsprozesses darstellt. Und seit der Steinzeit – das ist auch an den weltweit gestreuten rezenten Zahn-Kulten ablesbar – wird der Mundraum immer stärker kulturell angeeignet, kultisch, kosmetisch, magisch, symbolisch, viel später auch anatomisch, medizinisch und noch später psychologisch.

Dabei entsteht ein vielfältiges Wissen über den Mundraum, vom *tacit knowing* bis zur professionellen Wissenschaft. Dieses Wissen verändert den Mundraum und die Modi seiner Tätigkeiten. Das gilt physiologisch wie symbolisch: Wenn ich etwas weiß über die bakterielle Besiedelung des Mundes, wird dies mein Hygieneverhalten, meine Essgewohnheiten und die Frequenz meiner Arztbesuche beeinflussen (können) und damit auch den Zustand von Bakterienflora und Zähnen verändern.

Wenn ein kosmetisches Ideal der Zähne existiert, die ihrerseits als Elemente von personaler Attraktivität, magischer Kraft und sozialer Zugehörigkeit verstanden werden, dann können Zähne, Lippen, Gesichtshaut einer reichen Ornamentierung unterworfen werden, die mit nachhaltigen Folgen in den physiologischen Bestand des Mundes und der Zähne eingreift (vgl. Garve; bloße Namensnennungen verweisen auf Beiträge in diesem Buch).

Wenn die Psychologisierung des Körpers kulturell voranschreitet und dabei auch Mundraum und Zähne als signifikante psychische Erlebensräume entwickelt werden

(Literatur und Künste wirken an dieser Semantisierung mit), dann wird ein aufgeklärter Zahnmediziner Rücksicht darauf nehmen, dass er nicht nur in ein objektiviertes Organsegment, sondern in einen sensorisch wie psychisch empfindsamen Intimraum interveniert (vgl. Kaiser, Hugger et. al., Kordaß und Lotze, Jöhren). Archäologen und Anthropologen haben ihrerseits Verfahren entwickelt, die es erlauben, aus Befunden von Jahrhunderttausende alten Zähnen sichere Indizien für Ernährung, Gesundheit und Kultur zu entwickeln (vgl. Alt, Kaiser, Kullmar). Man kann aber nur etwas aus Zähnen ›herauslesen‹, was sich zuvor in sie als Spur und Index kulturell eingepägt hat.

Es gibt keinen Zweifel daran, dass wir es hinsichtlich des Mundraums mit komplexen Interferenzen von Natur- und Kulturgeschichte zu tun haben. Das Bewusstsein dafür zu verbreiten und einer besseren Kooperation von Zahnmedizin mit Wissenschaften und Künsten vorzuarbeiten, ist das zentrale Anliegen des vorliegenden Bandes. Dabei geht es nicht allein um die ›kleine‹, selbst schon anspruchsvolle Zusammenarbeit innerhalb der Naturwissenschaften, also etwa von Zahnmedizin, Evolutionsbiologie, Neurowissenschaft oder Biophysik (vgl. Kober, Ruge und Kordaß, Kaiser); sondern es wird auch die ›große‹ Interdisziplinarität, also die Kooperation von Zahnmedizin mit Geisteswissenschaften und Künsten angestrebt. Sie alle vervielfältigen das Wissen über Mundraum und Zähne – und sie alle stellen damit einen Beitrag zum kulturellen und kognitiven Reichtum der Gesellschaft dar. Theoretisch ist dies trivial. In der Praxis der Wissenschaften wie der Lebensführung aber ist die für die Moderne charakteristische Arbeitsteilung allenfalls in Ansätzen überwunden.

Der Mensch ist nicht nur ein *toolmaking animal*, ein Technit, sondern auch *animal symbolicum* oder *zoon logon echon* (Aristoteles), ein Lebewesen, das über Sprache und Kommunikation verfügt und, im weiteren Sinn von Logos, Vernunft hat: Der Mensch ist *animal rationale*. ›Logos‹ meint das Vermögen, andere Entitäten, Dinge, Erscheinungen,



Vorgänge der Welt, aber auch eigenleibliche Prozesse wie Gefühle, Antriebe, Expressionen und Gedanken durch Vergegenständlichung zu distanzieren, also in Sachverhalte zu verwandeln, die erwogen, kommuniziert und verhandelt werden können. Zur Hauptsache gelingt diese distanzierende Vergegenständlichung mittels des Vermögens der Sprache. Es ist ein gar nicht zu überschätzender Gewinn, dass wir mittels eines so flüchtigen Mediums wie der Lautsprache und eines unsichtbaren Mediums wie der Vernunft in der Lage waren, die anbrandende, ebenso verlockende wie gefährliche Mit- und Umwelt auf Distanz zu halten und zum Objekt von kommunikativer Abschätzung und Planung zu machen.

Der Sprache verdanken wir wesentliche evolutionäre Vorteile und den Großteil der kulturellen Entwicklung des *homo sapiens*. Sie ist – im Verbund mit der Hand, dem Gehirn und den audiovisuellen Leitsinnen – ein Vermögen des Mundraums (vgl. Trabant). Die Komplementarität von orofazialen und manuellem Pol begründet den evolutionären Erfolg dessen, was der Anthropologe André Leroi-Gourhan (1964/65) das »vordere Relationenfeld« nennt. Evolutionär betrachtet hätte sich die gemeinschaftsstiftende und welterschließende Sprache nicht ohne die physiologische Bildung des Mundraums (und des Gehirns) entwickeln können. Allerdings ist die Physiologie keine hinreichende Bedingung für die Sprachentwicklung und die staunenswerte menschliche Sprachmannigfaltigkeit. Sprache ermöglicht Kultur – und sie ist zugleich ein Produkt eben dieser Kultur im Zusammenspiel mit der Physis des Menschen.

Ähnlich steht es mit der Geschichte der Technik, die wachsende Potentiale von Aneignung, Beherrschung und Meliorisierung immer größerer Areale der Umwelt (und des eigenen Körpers) bereitstellt. Kulturelle Selbstoptimierung begünstigt erfolgreiche Weltaneignung, wie umgekehrt effektive Bemeisterung von Natur mittelbar Ressourcen für die kulturelle Entwicklung freisetzt. Kulturtechniken setzen ein hohes Niveau der zerebralen Entwicklung, eine differenzierte Feinmotorik der Hand und die Fähigkeit zu kommunikativer Kooperation und Arbeitsteilung voraus. Diese Kompetenzen erreichen um 40 000 v. u. Z. das Niveau eines autopoietischen, stabilen, aber offenen Entwicklungsprozesses. Die Kulturtechniken wirken auf ihre physiologischen Voraussetzungen zurück; sie verändern nicht nur die Umwelt, sondern, was heute sichtbar wird, auch die Physiologie des Menschen, die nicht mehr nur als »naturhaft« hingenommen, sondern auch als Herausforderung und Projekt begriffen wird.

Die Verflechtungen von *nature* und *nurture* sind überall zu greifen, etwa bei Sexualität, Fortpflanzung und Geburt, der Epigenetik, beim Habitat, den Bio- und Kulturrrhythmen, beim (re)produktiven Verhalten, der Konkurrenz und der Eusozialität, ja selbst beim Klima. Glaubte man im 18. Jahrhundert noch verbreitet an die Formatierung der Kultur durch das Klima, von dem die Gleichgewichte im Dreieck von Nahrungsressourcen, Territorium und Bevölkerungsdichte gerahmt würden, so hat sich unterdessen gezeigt, dass die Menschen Bewohner sämtlicher Klimazonen geworden sind und die Kultur selbst ein Klimafaktor ist – von der Schaffung künstlicher Mikroklimata bis hin zur Erwärmung des Erdklimas und der Destabilisierung von Großwittersystemen. Darin findet eine epochale Drehung der Anpassungsrichtung statt. Kulturen unterliegen nicht nur den Naturbedingungen, sondern auch umgekehrt: Sie passen Naturbedingungen an kulturelle Erfordernisse an und greifen nachhaltig in die Evolution ein.

Dieses Doppelverhältnis beruht auf einer anthropologischen Universalie: Der Mensch ist von Natur aus ein Kulturwesen oder: er ist »das noch nicht festgestellte Tier« (Nietzsche 1884/1999, 125; vgl. Plessner 1983). Dies heißt bei Nietzsche auch, dass der kultivierte Mensch auch das gefährdete und kranke Tier ist. Was aber »Kulturwesen« heißen soll, ist in keinem biologischen Programm enthalten, sondern historisch offen. Die Zukunftsoffenheit des Menschen ist diejenige Universalie, auf der die Möglichkeit von Geschichte gründet. Dies ist erst in den letzten 200 Jahren bewusst geworden und mündet in folgende Einsicht Max Schelers (1929/1954, 62): »Wir sind in der ungefähr zehntausendjährigen Geschichte das erste Zeitalter, in dem sich der Mensch völlig und restlos problematisch geworden ist: in dem er nicht mehr weiß, was er ist; zugleich aber auch weiß, dass er es nicht weiß.«

Im Kraftfeld der kognitiven und empirischen Fähigkeiten, die an der Produktion von Wissen über Mundraum und Zähne mitwirken und neue Zahn-Praktiken hervorbringen, ist alles möglich, auch das Phantastischste. Unser Buch enthält darum nicht nur »science«, sondern auch »knowledge« und im besten Fall beides zusammen. »Wissen« hat viele Methoden und Kanons. So werden wir in dieser Einleitung mit Beispielen eines, szientifisch gesehen, »verrückten« Wissens beginnen, um zu zeigen, was an Erzeugnissen der Werbung, des Films oder der Literatur für unser Projekt zu gewinnen ist. Danach werden in systematischer Absicht die Umriss- und Kontexte einer Historischen Anthropologie von Mundraum und Zähnen



Abb. 7 *Your Friends The Teeth*, Still der ersten Einstellung aus *Mandible*, Kurzfilm, Regie: Pat Mendelson, USA 2013

Heroin (nach seiner Synthese 1896) wurden bis weit ins 20. Jahrhundert ziemlich bedenkenlos zur Schmerzbehandlung eingesetzt, selbst bei Kindern, besonders gern während der Dentition, z. B. »Mrs. Winslow's Soothing Syrup for Children Teething« (seit 1849) (Abb. 4).

Auf Anzeigen wurde mit glücklichen Müttern und glücklichen Kindern in idyllischen Szenarien geworben. Kein Wunder: Der Sirup enthielt nicht nur Alkohol, sondern auch das Opiumderivat Morphium. Die American Medical Association bezeichnete 1911 den Sirup als »Baby Killer«, der, wenn er nicht tötete, die Kinder süchtig mache. Erst 1906 wurde der Sirup in den USA und Kanada verboten, in England aber noch bis 1930 vertrieben. Auch wurden seit 1885 für Kinder »Cocaine Toothache Drops« vermarktet (Abb. 5).

Auf einer anderen Anzeige für »Walcott's Instant Pain Annihilator« steht inmitten eines Bilderkranzes von Schmerz-Darstellungen eine Frau, eine wahre Nike der Medizin (Abb. 6).

Sie allegorisiert den Sieg über den Schmerz, mit einer Flasche »Pain Annihilator« in der Rechten, während sie mit der Linken den wütenden Teufel, ausgestattet mit Folterinstrumenten, in die Ferne weist bzw. in den flammenden Abgrund der Hölle hinter ihm, wo die übrigen Teufel ihre Opfer peinigen. Hinter der Frau öffnet sich eine

lieblich-harmonische Landschaft, in der fröhliche Paare unbeschwert von Schmerz tanzen. Im Vordergrund sitzen zwei ältere Männer am Tisch, die sich die Hände reichen und eine Flasche des Schmerzmittels triumphierend emporhalten. Die Ikonologie der Werbeanzeige folgt präzise dem Bildaufbau mittelalterlicher Weltgerichte, bei denen durchweg links die Erlösten sich eines zweiten Paradieses erfreuen, während rechts sich der Flammenschlund der Hölle öffnet. Über allem der friedensverheißende Regenbogen, der die Inschrift »Walcott's Instant Pain Annihilator« trägt. Die Botschaft ist klar: Schmerzen sind die Hölle, zu der wir Patienten verdammt wären, wenn nicht die Medizin das Heilmittel bereithielte. Die Pharma-Nike ist eine Erlöserfigur, die den apokalyptischen Kampf gegen die Schmerzteufel ausficht. Medizin tritt die Erbschaft des eschatologischen Heilsprogramms der christlichen Religion an.

Auf dem Newport Beach Film Festival 2013 wurde der Kurzfilm *Mandible* (Regie: Pat Mendelson) vorgeführt, dem ein harmloser pädagogischer S/W-Film zur Zahnhygiene vorangestellt ist: *Your Friends The Teeth* (Abb. 7), vermutlich aus den 50er Jahren. Ein gepflegter Junge wird von einem Zahnarzt untersucht. Ein Lächeln zeigt seine gesunden Zähne – und dem folgen diverse Einstellungen

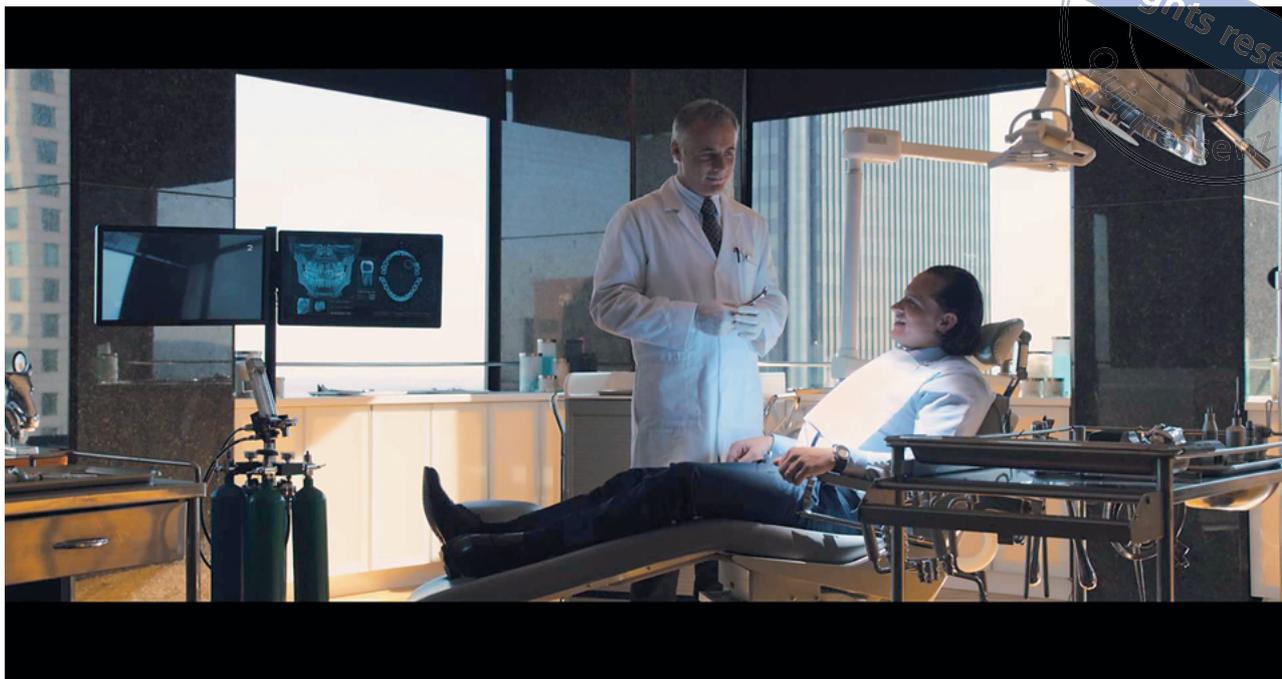


Abb. 8 Still aus *Mandible*, Kurzfilm, Regie: Pat Mendelson, USA 2013

von Situationen, in denen »Zähne gezeigt« werden – mit »good or bad impressions«. Wie vorteilhaft ist es, wenn makellose Zähne Sympathien stiften und Kommunikation erleichtern!

Abrupt wechselt der Film zur Farbe und zeigt, wie in einer exquisiten Empfangslounge ein Patient sich zur zahnärztlichen Behandlung anmeldet. Blitzschnelle Cuts wechseln zwischen der schönen, aber gefährlich wirkenden Helferin und Mundinnenraum-Ansichten hin und her. Die Tür öffnet sich und der seriös wirkende Zahnarzt (ausgerechnet Dr. Cutter) entlässt einen Jungen, zu dem er sich herabbeugt und mit eindringlicher Stimme sagt: »And remember the floss daily! Okay?« Die Szene wird beobachtet vom Patienten, der gerade sein Formular ausfüllt. Beunruhigende flash-Bilder erfüllen das innere Auge des Patienten, als sein Blick auf die prüfenden Augen des Zahnarztes trifft. Im High-Tech-Behandlungszimmer beginnt der Arzt nach kurzem Wortwechsel über den Tod des Zahnarztes, bei dem der Patient zuvor war, mit der Untersuchung mittels einer Mundinnenraumkamera (Abb. 8).

Deren auf einem Großbildschirm übertragene Bilder offenbaren Zahnbeläge und angegriffenes Zahnfleisch. Der Arzt fragt nach der Gebrauchsfrequenz der Zahnseide. Nur einmal am Tag, bekennt der Patient, – was keineswegs der Wahrheit entspricht. Streng wird er ermahnt und

meint, verstanden zu haben, dass Zähne und Zahnfleisch sorgsam zu pflegen sind. Doch nun erst beginnt die Lektion: Der Zahnarzt fragt, was der Patient auf eine einsame Insel mitnehmen würde. Dessen Antworten, »food« oder »water«, durchbricht der Arzt jeweils mit scharfem »no«: »floss« wäre die richtige Antwort gewesen. Der Patient versucht, die Situation in einen Scherz aufzulösen, beide lachen, bis das Gesicht des Zahnarztes erstarrt – und eine Szenerie beginnt, welche die Aufmerksamkeit des nachlässigen Patienten auf das fixieren soll, was der Zahnarzt ihm sagt.

Die Jalousien fahren herunter, der Stuhl senkt sich, automatische Stahlringe legen sich um Hand- und Fußgelenke des Patienten. Er bricht in Panik aus und jammert, dass die dentistische »mission accomplished« sein möge. Das berühmte George Bush-Zitat von 2003, das falscher nicht hätte sein können, signalisiert, dass auch hier die Mission keineswegs zu Ende ist. Dem verängstigten Patienten wird nun ein stählerner Kieferspreizer eingesetzt, was seine Artikulationen fortan verstümmelt und ihn hilflos den Manipulationen des Arztes aussetzt. Denn nun beginnen sadistische Operationen im Mundraum, begleitet von erzieherischen Ausführungen zur Zahnseide durch den lächelnden, sanft sprechenden Zahnarzt, der ja doch dem Patienten helfen wolle. Zähne werden ihm mit der

Zange rausgebrochen, herausgebohrt und mit einem Stahlhammer rausgeschlagen – bis der Arzt schließlich zum Skalpell greift und lächelnd dem Patienten vom Mundwinkel bis zum Kiefergelenk beidseitig die Wange aufschlitzt: der Mundraum ein einziges blutiges Schlachtfeld.

Während Opernmusik erklingt, fragt der Arzt, ob der Patient sich geheilt, unterhalten und amüsiert fühle; dabei schaut er in die Kamera, also uns an, während Filmvorführgeräusche und Bildstörungen daran erinnern: Wir sehen (nur) einen Film! Am Ende mahnt die weiche Stimme eindringlich: »Remember the floss!«

Von derartigen Gore-Filmen gibt es unterdessen dutzende. In unserem Beispiel wird an die in der Kindheit eingebaute Zahn-Hygiene angeschlossen, die zur Norm des selbstverantwortlichen Patienten gemacht werden sollte. Jede Vernachlässigung kommt bei der Zahnkontrolle an den Tag. Sie setzt nun jene Angst- und Strafszenerie in Gang, die zu den tief verwurzelten Traumata der Zahnmedizin gehört. Offenbar haben das Versprechen von Schmerzfreiheit für die Patienten sowie kommunikative Empathie seitens der Ärzte die alten dental-sadistischen Traumata nicht beseitigt (Jöhren, Böhme). Im Gegenteil, sie finden heute eine gewaltige mediale Verbreitung. Dass der (stets männliche) Zahnarzt durch Gore-Filme wie *The Dentist* (1996) und *The Dentist 2* (1998) zum Agenten eines hochtechnisierten Horrors wird, setzt die jahrhundertelangen Erfahrungen mit vagierenden Dentisten und ihren Zahn-Torturen fort (vgl. Stiglegger, Neuenfeld).

Die Zahnmedizin ist gewiss kein zufälliger Hintergrund für Gore-Filme oder für Komödien, Cartoons und



Abb. 9 Still aus *The Dentist*, Regie: Leslie Pearce, starring W.C. Fields, USA 1932

Witze, welche die andere Seite des Oral-Horrors darstellen. Dabei geht es nicht um die Realität von Behandlungen, sondern um Folter, um Sadomasochismus und die im Dentalen eingeschlossene Angst. Sie werden durchweg in einem hochmodernen zahnmedizinischen Ambiente inszeniert. Die zahllosen Dental-Cartoons und Komödien lösen diese Angst in Lachen auf. Lachen ist eine Grenzreaktion an eben der Stelle, an der die Person ihre Grenzen aufrechtzuerhalten unvermögend ist. Man gewinnt durch das Lachen Distanz zur eigenen Angst. Schon im harmlosen Comedy-Film *The Dentist* (1932) von W.C. Fields erscheinen sexualisierte, den Sadomasochismus anspielende Szenen (Abb. 9).

Sie sind noch in der Ästhetik des Slapstick, der grotesken Karikatur gestaltet, wie sie schon für die Zahnarzt-Karikaturen des 19. Jahrhunderts charakteristisch war, etwa bei Honoré Daumier oder noch früher bei satirischen Genre-Malereien über den Zahnreißer. Es ist auffällig, dass seither der sadomasochistische Horror der Zahnarzt-Phantasmen nicht ab-, sondern zugenommen hat, während doch im Zeitalter der Anästhesie die Erfahrungen von Schmerz und Angst im Behandlungszimmer rückläufig zu sein scheinen. Offensichtlich aber gibt es eine Konjunktur sadomasochistischer Dentalphantasmen gleichzeitig mit einer wahren Flut von humoresken und grotesken Dental-Cartoons und Comics (vgl. z.B. www.facebook.com/trustmedentist). Auf das Horror-Genre reagieren Komödien, etwa mit dem Song »Dentist!« des Popsängers Orin Scrivello (1986), in der Remake-Filmversion des ziemlich albernen Musical *Little Shop of Horror* oder in der Comedy-TV-Serie *Mr. Bean* (1989–95), wo Zahnarzt-Episoden nicht fehlen dürfen (*The Trouble with Mr. Bean*, 1992). Auch in der filmischen wie literarischen Vampir-Popkultur, die wie nichts anderes um dentale und orale Dynamiken zentriert ist, lässt sich das Changieren von Comedy- und Tragedy-Genres beobachten.

Die Annahme liegt nahe, dass die Konjunktur des Dental- und Oral-Horrors nicht einfach die dunkle Real-Geschichte der Zahnmedizin spiegelt, sondern umgekehrt das zahnmedizinische Setting zur Inszenierung von umlaufenden soziokulturellen Ängsten und Phantasmen genutzt wird und diese medial verstärkt. Dennoch wäre es zu einfach, wenn die Zahnmedizin den Horror als ein fachfremdes Phänomen von sich distanzieren würde. Denn bei den Phobien und Sadomasochismen rings um die Zahnmedizin handelt es sich um historisch langwellige Tiefenängste der Gesellschaft. Das Behandlungszimmer

mit seinem passivierenden Stuhl, mit der totalen Ausleuchtung und technischen Dominanz ist wie kaum eine andere Situation dazu geeignet, durch wenige Verschiebungen in eine Hölle des Schmerzes verwandelt zu werden. Nichts anderes tun die Gore-Movies im Zahnarzt-Milieu. Die assoziative Brücke von der Zahnmedizin zum Sado-masochismus und seinen Ängsten wie Lüsten ist schnell überschritten. Nicht zufällig wird vom Einrichtungs-Design bis zur Musikbeschallung, von der empathischen Atmosphäre bis zur betonten Wissenschaftlichkeit sehr viel dafür getan, dass der Patient bloß nicht den Eindruck gewinnt, einen Raum der Angst zu betreten, wo er in hilfloser Lage, ohne sich wirklich artikulieren zu können, im Mundraum eine womöglich schmerzende Behandlung über sich ergehen lassen muss. Die modernen Praxis-Milieus strahlen die Botschaft aus: Hier ist der Schrecken abwesend, hier muss niemand Angst empfinden! Im Behandlungszimmer erwartet Sie kein ›Garten der perversen Lüste‹ wie im Musical *Little Shop of Horror* oder in *The Dentist 1 & 2!* (Abb. 10).

Edgar Allan Poe schrieb 1835 die Horror Short Story *Berenice*. Sie spielt wie keine andere so unheimlich damit, dass Zähne nicht nur Zähne sind, sondern sich zu malignen Fetischen verwandeln können, von unheilvoller symbolischer Kraft. Sie führt zu einer Untat, die Leser und Leserin schaudern lässt. Egæus und Berenice sind Cousin und Cousine und wohnen seit ihrer Kindheit gemeinsam in einem Anwesen bei Arnheim (vielleicht als letzte ihrer alten ›race of visionaries‹). Berenice war früher von einer ›gorgeous yet fantastic beauty‹. Doch wird sie von einer schleichenden multiplen Krankheit heimgesucht, von Epilepsie, Schwermut und progredienter Auszehrung, die einer Anorexie im Endstadium gleichkommt (Abb. 11). Der Erzähler Egæus hingegen vergräbt sich in der Bibliothek. Doch seine Aufmerksamkeit wird durch stundenlanges Anstarren von gleichgültigen Dingen, Randleisten von Büchern, einem Schatten, einer Tapete, einer Flamme gefesselt. Monoton wiederholt er banale Wörter bis zu ihrer völligen semantischen Ausleerung. Kurz, er leidet unter schwerer Depression und Anomie. Es gibt keine Relevanzhierarchien mehr, keine kathektische Besetzung von Zielen, Werten und Motiven. Vielmehr herrscht eine nahezu totale Identitäts-Diffusion, die jede Handlungsperspektive kollabieren lässt. Noch hat Egæus aber ein Bewusstsein seines Zustandes, den er treffend als Verlust von ›all sense of motion or physical existence in a state of absolute bodily

quiescence‹ beschreibt: eine katatonische Starre, in die er sich einkokoniert hat.

Zum Schutz wovor? Seine Leblosigkeit scheint ihn vor einem näheren, womöglich sexuellen Kontakt zu Berenice zu schützen. Indes, ›in a evil moment‹ sagt er ihr, die, wie er meint, ihn schon lange geliebt habe, die Heirat zu. Doch eben diese wird von beiden hintertrieben, durch einen beschleunigten Verfall zu erschreckender Magerkeit ihrerseits und, seinerseits, durch eine folgenreiche Verschiebung seines (inzestuösen) Begehrens von ihrer Person – auf ihre Zähne. Berenice schwellende schwarze Haare sind bereits zu Gelb verfärbt, ihr bleiches Gesicht ist von Schwermut gezeichnet, die Augen ›lifeless, and lustreless‹. Da fällt sein Blick auf die dünnen und eingeschrumpften Lippen: ›They parted: and, in a smile of peculiar meaning, the teeth of the changed Berenice disclosed themselves slowly to my view.‹ (Abb. 12)

Dies ist der verhängnisvolle *coup de foudre*, bei welchem der Fetisch kreierte wird, ›the white and ghastly spectrum of the teeth‹:

›Not a speck upon their surface – not a shade on their enamel – not a line in their configuration – not an indenture in their edges – but what that period of her smile had sufficed to brand in upon my memory. I saw them now even more unequivocally than I beheld them then. The teeth! – the teeth! – they were here, and there, and every where, and visibly, and palpably before me, long, narrow, and excessively white, with the pale lips writhing about them, as in the very moment of their first terrible development. Then came the full fury of my monomania, and I struggled in vain against its strange and irresistible influence. In the multiplied objects of the external world I had no thoughts but for the teeth.‹



Abb. 11 Bühnenfoto aus *Berenice*, Oper nach Edgar Allan Poe, Musik: Johannes Maria Staud, Libretto: Durs Grünbein, Musikalische Leitung: Stefan Asbury, Regie: Claus Guth. Staatstheater am Gärtnerplatz, München 2004. Hier: Die Darstellerin der Berenice, Dorothee Miels



Abb. 12 Ferdinand Hodler: Valentine Godé-Darel im Krankenbett, am 24. Januar 1915 (am Tag vor ihrem Tod), Öl auf Leinwand, 60,5 × 90,5 cm, Kunstmuseum Basel (aus: *Ein Maler vor Liebe und Tod. Ferdinand Holder und Valentine Godé-Darel. Ein Werkzyklus 1908–1915*, Ausstellungskatalog hg. v. Jura Brüscheiler, Zürich und Genf 1976, 157)

Kann es eine leidenschaftlichere Obsession von Zähnen geben als diese hier? Die Zähne sind eine gespenstische Entität (*spectrum*), die fortan Egæus in ihren Bann schlagen. Die *Monomania* heißt nichts weniger, als dass für Egæus die Zähne zur Obsession geworden sind. Kurz, er verhält sich zu ihnen wie ein Verliebter zu seinem Objekt, der sich mit nichts als mit eben diesem beschäftigen kann. Fetischismus heißt, dass ein Körperteil, hier die Zähne, von der Person losgelöst und zum einzigen Ziel des Begehrens werden. Historisch zum ersten Mal wird hier vom »phantasma of the teeth« und ihrer fetischistischen *Agency* gesprochen.

Wenn von der Tänzerin Sallé gesagt wird, dass jeder ihrer Schritte »Gefühle« (*sentiments*) seien, so sind für den Erzähler die Zähne Berenices »Ideen« (*que tous ses dents étoient des idées*). »Still the *phantasma* of the teeth maintained its terrible ascendancy« – und diese zwingende Macht führt nun zu dem Verbrechen, das in jedem Gore-Film Platz finden könnte. Eine Dienerin berichtet Egæus, dass Berenice verstorben und alles zur Beerdigung

bereitet sei. Und nun folgen vier Absätze, die in fast allen Übersetzungen fehlen. Egæus besucht die scheinbar tote Berenice in ihrem Zimmer, erfüllt vom Geruch des Todes, und schaut voller Schauer schließlich auf ihren Körper und ihr zerstörtes Gesicht:

»Frozen with unutterable awe I slowly raised my eyes to the countenance of the corpse. There had been a band around the jaws, but, I know not how, it was broken asunder. The livid lips were wreathed into a species of smile, and, through the enveloping gloom, once again there glared upon me in too palpable reality, the white and glistening, and ghastly teeth of Berenice. I sprang convulsively from the bed, and, uttering no word, rushed forth a maniac from that apartment of triple horror, and mystery, and death.«

An dieser Stelle gibt es im Text einen Hiatus, weil nach dieser konvulsivischen Paranoia der Erzähler eine Amnesie erleidet. Doch ist aus den Schlusspassagen folgendes zu erschließen: Tatsächlich wurde Berenice beerdigt, doch ihr

Grab wieder geöffnet – von dem seiner selbst unbewussten Egæus, der mit »some instruments of dental surgery« sämtliche Zähne aus Berenicens Mund herausbrach (eine Geschichte, von der Poe im heimatlichen Philadelphia gehört hatte). Zu allem Überfluss war Berenices »body enshrouded, yet still breathing, still palpating, still alive!« Man hatte eine Scheintote begraben. Egæus ahnt, dass er selbst der Täter ist, bis ihm endgültig bewusst wird, was geschehen ist, als ihm das Etui mit dem zahnärztlichen Besteck aus der Hand fällt und die Instrumente auf den Boden klappern »intermingled with many white and glistening substances that were scattered to and fro about the floor«: den Zähnen Berenices. So ist Egæus zum Mörder und Grabschänder geworden, um jene Zahn-Fetische in seinen Besitz zu bringen, an die er, statt an die »very identity of her person«, sein Begehren gebunden hat – die Inzestnähe vermeidend, doch umso heftiger einem paranoiden Zahn-Fetischismus verfallend. Was Egæus zuvor wie im klassischen Fetischismus vollzogen hatte, nämlich die semiotische Trennung der Zähne vom Ganzen der Person, wodurch die Zähne zu isolierten Objekten seines perversen Begehrens wurden – dies hat er nun auf grauenhafte Weise physisch ins Werk gesetzt: Aus dem Körper Berenices bricht er die Zähne heraus, die allein Objekt und Ziel seines Verlangens sind. Berenice ist schon zu Lebzeiten eine Leiche, eine »abstraction«, gleichgültig, leer, ungeliebt – und das ist der tiefere Grund ihrer Auszehrung. Wie im Film *Mandible* die Zahnseite, so sind hier die Zähne das einzige, eben das fetischistische Objekt (Abb. 13, 14).

Anthropologischer Kontext

Lassen wir es an diesen Beispielen genug sein. Sie zeigen die kulturelle Semantisierung des Mundraums und der Zähne an. Im naturwissenschaftlichen und medizinischen Modell handelt es sich dagegen um ein physiologisches Organensemble mit mechanischen Gesetzen und funktionalen Prozessen, die ihre Bestimmungen in der Evolutionsgeschichte finden (Kaiser, Kullmer, Radlanski). Nur jeweils eine dieser beiden Dimensionen zu behandeln, wäre kein zureichendes Herangehen an Mundraum und Zähne. Denn wie bei jeder Partie des Körpers begegnen sich auch im Mundraum Naturgeschichte und Kulturgeschichte und bilden komplexe Konfigurationen. Wie es dazu paläoanthropologisch gekommen ist, soll im folgenden referiert werden.

Kulturen müssen zwei wesentliche Funktionen erfüllen: Erstens benötigen sie stabile *Techniken* zu Bewältigung des *Stoffwechsels mit Natur*, um ausreichend Nahrung und

Schutz bereitzustellen; zweitens brauchen sie *symbolische Ordnungen*, um individuell wie kollektiv wirksame *sinnhafte Orientierungen* in einem offenen Welt- und Zeithorizont zu schaffen. Geraten diese beiden Kulturleistungen in Krisen, so entstehen Konflikte, Unfriede und Krieg. Hat Kultur in erster Linie Stabilität und Entwicklung von Gesellschaften zu leisten, so ist sie jedoch selbst ein dissoziativer Mechanismus, der Konkurrenzen um knappe materielle Güter sowie um Sinn- und Wissens-Ressourcen erzeugt, Ungleichheit hervorbringt und damit jene Instabilitäten und Krisen verschärft, deren Bewältigung ihre Funktion ist. Als Orientierungssysteme schaffen Kulturen soziale Integration ebenso wie Schismen, Konflikte und Kriege. Der Philosoph Kant sieht Kultur daher nicht als Effekt von Gemeinschaftlichkeit, sondern als Effekt eines Antagonismus an, als »Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genötigt wird, sich zu disziplinieren« (Kant 1784/1977, 40). »Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht« (ebd. 38 f.). Kultur ist nicht primär ein Integrations-, sondern ein »Entzweigungsmechanismus« (Eder 1994, 166), der durch den Antagonismus aller Glieder einer Gesellschaft entsteht – in der »genauesten Bestimmung und Sicherung der Grenzen der Freiheit [...], damit sie mit der Freiheit anderer bestehen könne« (Kant 1784/1977, 39). In diesem Überschneidungsfeld von Gegensätzen begegnen sich nach Kant die bürgerliche Verfassung (d. h. das Feld des Staates und des Rechts) und die Anthropologie in pragmatischer Absicht (die Sphäre der kulturell stilisierten Handlungen).

Durch dauerhafte Stabilitäten sind jedoch eher die steinzeitlichen Stammeskulturen ausgezeichnet als neuzeitliche Hochkulturen. Der Preis dafür war eine kaum mehr vorstellbare Langsamkeit der kulturellen Evolution, deren Tempo seit den ersten Stadtkulturen exponentiell zugenommen hat. In der Altsteinzeit sind die Spuren von Kultur noch immer so rar, dass wir nur vorsichtige Annahmen über historische Entwicklungen treffen können (Parzinger 2014). Besser steht es um die meso- und neolithischen Stammeskulturen, für die sich die Zahl der Funde stark erhöht hat. Die Rekonstruktion von Begräbnisstätten von Menschen und kultischen Tieren, die Spuren von Siedlungen und Feuergebrauch, die Vielzahl von Gerätschaften, die eine hohe Perfektion erlangen und oft schon ornamentiert sind, Jagd-, Sammel- und Ernährungstechniken, die Höhlenmalereien: Sie alle erlauben einigermaßen valide Hypothesen über die kulturellen Grundmuster





Abb. 14 Mario Merz: *Senza titolo*, 1988, verschiedene Materialien, ca. 100 × 200 × 1000 cm, Galleria Christian Stein, Mailand, © VG Bild-Kunst, Bonn (aus: Siegfried Gohr, Johannes Gachnang (Hg.), *Bilderstreit: Widerspruch, Einheit und Fragment in der Kunst seit 1960*, Ausstellungskatalog, Museum Ludwig, Köln: DuMont 1989, 138)

der Stammesgesellschaften von 40 000 bis 10 000 v. Chr. Wenn von Beginn an von einer technomorphen Kultur gesprochen werden muss, so heißt dies gerade, dass die Techniken und Instrumente von normativen Regelungen, sozialen Praktiken und Ordnungen, Tauschstrukturen und Wissen nicht essentiell geschieden sind. Ein Werkzeug kann magisch, eine Norm geheiligt sein, das soziale Tauschmodell kann aus Opfer-Praktiken heraus entstehen und Wissen rituell gebunden sein. Das Religiöse ist in den Funktionskreis des kulturellen Lebens eingeschlossen.

Kultur ist die gemeinschaftliche Einrichtung, durch welche lebensdienliche Antworten generiert werden für Lagen der Unsicherheit und Angst, des Ungewissen und des Mangels, der Schwäche und des Todes, aber auch des kollektiven und chronotopischen Zusammenhangs von Gemeinschaften, die ihrer Kohärenz und ihrer Grenzen nie sicher sein können. Das hängt mit anthropologischen Grundgegebenheiten zusammen. Menschen weisen keine sichere Einbettung in Instinkte und Umwelten auf, statt dessen eine exzentrische Positionalität, offenen Welthorizont, Antriebsüberschuss und ungewisse Zukünftigkeit

(Scheler 1926/1954; 1994; Plessner 1928/1975; 1983; Gehlen 1993). Vom jagenden Großtier her gesehen ist der nackte, instinktunsichere *homo erectus* mit vielen »Organmängeln« versehen, die indes für die Entwicklung von Intelligenz und Sprache, von feinmotorischem »Handeln« (*manufactum*), zweckgerichteter Handlungsführung und kooperativer Kommunikation funktional sind. Darüber sind sich die Anthropologen einig (Harris 1968; 1989; Calame & Kilani 1999; Gadamer & Vogler 1972–75; Decher & Hennigfeld 1992). Seine Natur nötigt den Menschen zu einer kulturellen Evolution, die ihn eben diese Natur überschreiten lässt. Dazu braucht er technische Fertigkeiten, symbolische Systeme und Institutionen, die in der Natur Vorbildlos sind. In diesem Sinn ist der Mensch ein transzendierendes Lebewesen, auf Transzendenz hin angelegt. Dies heißt zwar nicht, dass Kultur sich aus der Evolution verabschieden könnte, aber doch, dass die Menschen die Bedingungen ihrer Reproduktion selbst erzeugen müssen: Das ist der Motor der kulturellen Evolution (Abb. 15).

Dies setzt den epochalen Übergang vom *tool using* zum *tool making* voraus (Abb. 16). Instrumente, als verkörperte



Abb. 15 *Der Mensch (als Écorché) an der Spitze der Naturgeschichte*, Galerie d'Anatomie comparée et de Paléontologie, altes Muséum National d'Histoire naturelle, 1898, Plan: Albert Gaudry

und zugleich virtuelle Handlungsvollzüge, wirken indes auf den Körper zurück: À la longue erwachsen aus den Instrumenten die technischen Disziplinen des Körpers, der selbst instrumentell eingesetzt wird – das ist der Ursprung der Handwerke. Technik wächst zunächst als eine Art Organprojektion aus dem Körper heraus (Kapp 1877) oder wird von ihm ›ausgeschwitzt‹ (Leroi-Gourhan 1964/65). Doch umgekehrt wird der Körper auch durch die externalisierten Techniken neu modelliert.

Nüsse, Früchte, Wurzeln konnten gesammelt, bearbeitet, aber auch bevorratet werden. So wurde der Grund für eine wichtige Kulturtechnik gelegt, den Speicher, der in all seinen Nachfolgeformen von nicht zu überschätzender Bedeutung ist. Das Feuer ist schon für Steinzeitkulturen sowohl ein soziales Zentrum wie auch der Ausgang für viele Techniken der Jagd, der Verteidigung, der Nahrungszubereitung, der Konservierung, der Härtung, der Rodung, des Signalements etc., später auch für Keramik, Metallurgie, Ziegelbrennerei. Anders als Geräte ist das Feuer das erste technische Medium und ermöglicht eine multiple Metatechnik – Jahrtausende, bevor man die Erde

(für Landbau, Montankunst) oder das Wasser und die Luft (für Schifffahrt, Mühlen) als natürliche Medien technischer Operationen entdeckte.

In vier Jahrmillionen bildete sich die *evolutionäre* Natur des Menschen. Im Pleistozän entstand sowohl das technologische wie das symbolisch-kommunikative Dispositiv, die beide in der Natur nicht vorfindlich sind. Sie wurden kulturell gebildet und avancierten, sobald sie ›in der Welt‹ waren, zum historischen Apriori jedweder Kultur. Physiologisch gesehen wurde schon in der Antike die Entwicklung zum aufrechten Gang als basal angesehen (Platon: *Timaios* 90a; Xenophanes: *Memorabilia* 1,4,11; Cicero: *De natura deorum* II,140; Laktanz: *De ira dei* 14,1–3). Moderne Anthropologen bestätigen dies, wenn sie von der Komplementarität a) der kumulativen Entwicklung von Hirnstrukturen, b) der Anpassung von Körperstrukturen an die Lebensbedingungen der frühen Jäger und Sammler sowie c) der Verfeinerung der Interaktion von Hirn- und Körperstrukturen durch das Nervensystem sprechen. Fortbewegungs- und Greiforgane wurden entkoppelt und Mund und Hand funktional ausdifferenziert.

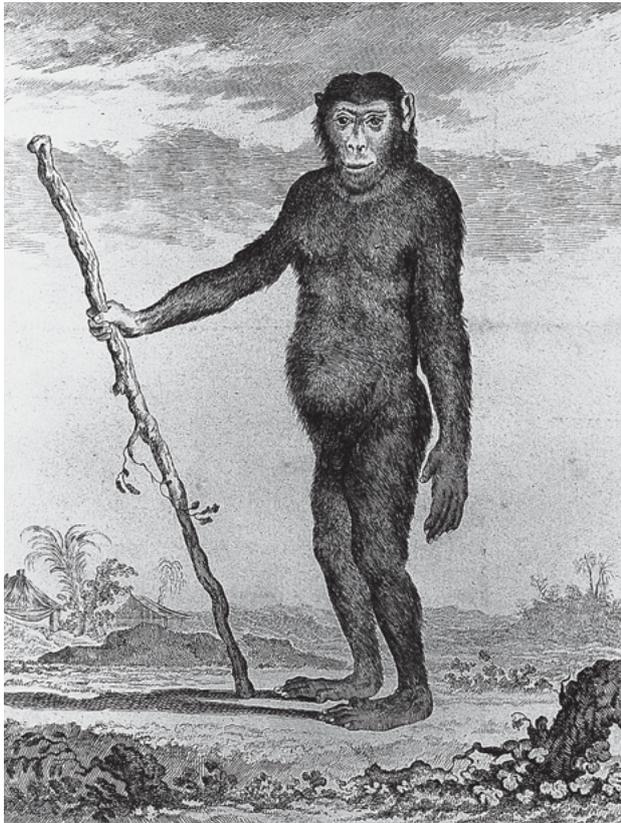


Abb. 16 Juste Chevillet nach Jacques de Sève: *Le Jocko* (Orang-Outang, auch *homo silvestris* genannt), Kupferstich (aus: Georges Louis Leclerc, Comte de Buffon, *Histoire Naturelle Général et Particuliere avec la Description du Cabinet du Roi*, Tome Quatorzieme, Paris 1766, 43–71, pl. 1) – Werkzeuggebrauch bei Affen war im 18. Jahrhundert bekannt. Aufschlussreich ist auch, dass der Jocko hier im aufrechten Gang sowie in Nähe zu einer menschlichen Siedlung im Hintergrund gezeigt wird. Buffon zählt 48 Merkmale auf, warum der Orang-Outang dem Menschen näher steht als den übrigen Affen, und 25 Merkmale, warum er vom Menschen stärker differiert als von den übrigen Affen. Der diskursive Kampf um die enge Verwandtschaft oder qualitative Differenz zu den Affen hat schon begonnen. Dazu mit vielen Abbildungen verschiedener Wissenschaftler: Barsanti 1989.

Mit der Entriegelung und Steilstellung des Gesichtsfeldes durch Aufrichtung der Wirbelsäule und Hochverlagerung des Kopfes, durch Entlastung des Hinterkopfes und Freisetzung der Stirn wurde eine stetige Zunahme des Hirnvolumens möglich. Der Zahnraum wurde räumlich zurückverlegt und den veränderten Nahrungsgewohnheiten angepasst. Durch das orofaziale Relationenfeld entstand jene Frontalität, die für den Menschen und seine richtungsräumliche Orientierung charakteristisch ist. Die Befreiung der Vorderhände von Aufgaben der Lokomotion, die Bildung des opponierbaren Daumens, die Zunahme der feinmotorischen Sensibilität der Hand

waren wichtige Voraussetzungen für die Entstehung des technologischen Feldes. Die Entlastung des Gebissraumes von Funktionen wie Fang, Verteidigung und Nahrungszurichtung bildet die Grundlage für die relativ späte Sprachentwicklung. Das Steuerungsorgan Gehirn zeigt eine überproportionale Zunahme der Areale, die für die Handmotorik, Gesicht und Sprache zuständig sind. Die neurophysiologische Kontiguität dieser Areale zeigt die dichte Vernetzung des manuellen mit dem lingual-fazialen Feld.

Hinzu kommt die Nicht-Spezialisierung von Gehirn und Körperorganen. »Über die ganze Evolution seit den Reptilien erscheint der Mensch als Erbe jener Lebewesen, die einer anatomischen Spezialisierung entgangen sind« (Leroi-Gourhan 1964/65, 155). Hohe Spezialisierung bedeutet biologische Determination, welche die Entwicklung von Organen und Hirn blockiert. Der Erfolg des Menschen hat in der Nicht-Spezialisierung seiner Leitorgane (Auge, Ohr, Mundraum, Hand) und vor allem seines Gehirns seine natürlichen Voraussetzungen. Charakteristisch ist der multifunktionale Einsatz der Leitorgane, von denen der Mundraum die meisten lebensdienlichen Vermögen beherbergt (Ernährung, Geschmack, emotionale Expressionen, Sprache, Atmung, duale Triebdynamik, s. u.). Die Vernetzung von Gehirn, Hand (Werkzeug) und Sprache konstituiert zwei komplementäre Dispositive: das sprachlich-symbolische Feld und das technologische Feld. Beide tragen die Entstehung der Kultur; und beide sind in der evolutionären Physis des Menschen fundiert. Sprache und Technik sind vorbereitet in der biologischen Evolution. Aber sie sind Medien einer neuen Entwicklung, die gerade nicht die biologische Richtung einschlägt, sondern auf die Befreiung des Menschen von seinem zoologischen Rahmen zielt – »in einer völlig neuen Organisation, bei der die Gesellschaft fortschreitend an die Stelle des phyletischen Stroms tritt« (Leroi-Gourhan 1965, 152).

Die Einsatzpunkte des Werkzeugs (materielle Kultur) und der Sprache (symbolische Kultur) lassen darauf schließen, dass die von biologischen Rhythmen beherrschte *Evolution* durch eine *Geschichte* erweitert wird, die von sprachlich-sozialen und technischen Innovationen angetrieben ist. Körperliche und sprachliche Kommunikation kooperieren von früh an im Aufbau eines mythogrammatichen Gedächtnisses und einer religiösen Kultur. Die biologische Wurzel davon ist, dass die menschliche Spezies mehr als jede andere auf Lernprozesse angewiesen ist. Menschliche Kulturen müssen sich Traditionen, d. h. memoriale

Techniken und Transfers schaffen, um Wissen, Werte und Orientierungen zu erhalten, zu kumulieren und zu diffundieren. Dies bedeutet es für Menschen, historische Lebewesen zu sein. Die erste Form, sich eine Geschichte zu geben, sind die mythischen Narrative, die das Woher, das Warum und das Wohin einer Gemeinschaft in der Tiefe rätselhafter Zeit verankern.

Nach mehr als drei Millionen Jahren präadaptiver Vorgeschichte (z. B. aufrechter Gang, Anpassung des Verdauungssystems an omnivore Ernährung, Laktosetoleranz u. v. m.) sowie nach vielen gescheiterten Tests (Aussterben diverser Hominiden) begann um 60 000 die Migration von Stämmen aus ihrer Wiege in Afrika. Die evolutionäre Beschleunigung setzte spätestens um 40 000 ein, wo mit dem Erreichen des zerebralen Niveaus des *Homo sapiens* auch eine Vervielfältigung der Techniken sowie das Vorhandensein ritueller Handlungen nachweisbar ist.

Hubert Markl resümiert, dass »der Mensch gerade in seiner kulturfähigen Besonderheit ein [...] Ergebnis eines genetischen Evolutionsprozesses ist, in dem die ›Macht der Gene‹ gerade dadurch zum Ausdruck gekommen ist, dass die Entwicklung seiner Eigenschaften eben *nicht* durch

genetischen Anlagenzwang vorprogrammiert, sondern für die aktive Selbstgestaltung durch Erfahrung und Lernen im Sozialverband und geleitet durch eigene Überlegungen und Einsichten weit geöffnet worden ist« (Markl 1998, 569). Die Entwicklung von Kultur stellt genau die Form dar, durch die der Mensch seine evolutionäre Gestalt realisiert und sich innerhalb der Grenzen der Naturgeschichte positioniert; aber ebenso innerhalb der Grenzen jener Vernunft, welche diese Naturgeschichte kognitiv vergegenständlicht, zum Gegenstand kommunikativer Aushandlungen macht und in einzelnen Segmenten technisch zu modellieren versteht: Das sind die Dimensionen der Humangeschichte (Abb. 17).

Seit der sog. »neolithischen Revolution« gibt es jedoch eine exponentielle Verdichtung der geschichtlichen Ereignisse: Die Fähigkeit zu distanzierender Vergegenständlichung von natürlichen und kulturellen Objektwelten sowie ihre Überführung in Handlungsfelder, die der Optimierung kultureller Einbettung und der Selbststeigerung des Menschen dienen, haben eine relative Geschlossenheit des kulturellen Systems gegenüber seinen evolutionären und genetischen Konstituenten erzeugt.

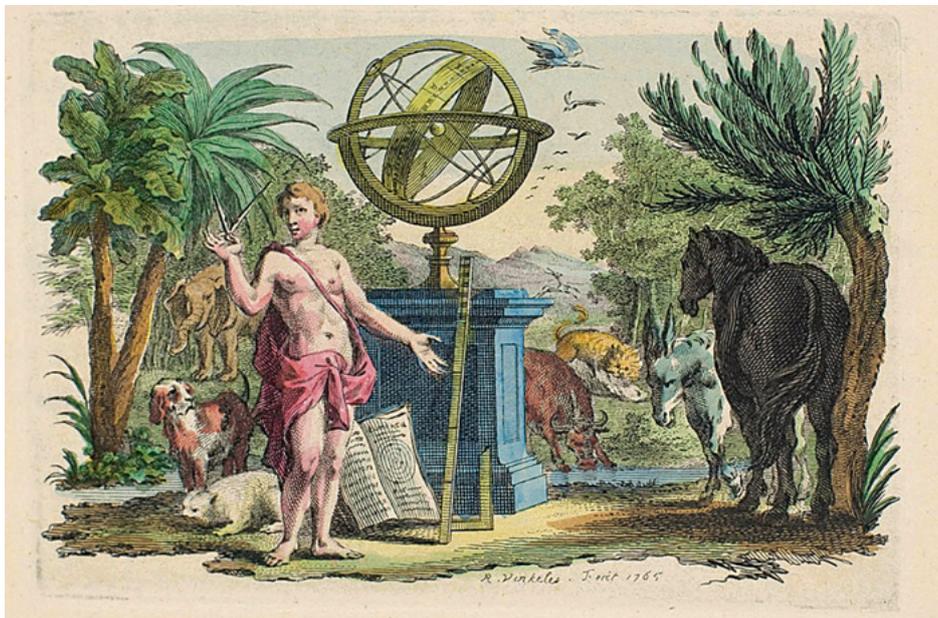


Abb. 17 Reinier Vinckles: *Koloriertes Titelpupfer* (Detail) (aus: Georges Louis Leclerc, Comte de Buffon, *Histoire Naturelle, générale et particulière*. 38 Bände, hier: Bd. 14, Amsterdam: J. H. Schneider 1770) – Hier ist erkennbar, dass der Mensch kraft seiner Intelligenz Wissenschaften zu entwickeln vermag, die ihn aus dem Reich der Tiere herausheben. Die Armillarsphäre, die geometrischen Instrumente, besonders der Zirkel in der Hand, sowie das am Sockel lehrende, kosmologische Buch zeigen die weltumspannende Gelehrsamkeit an, die in der Natur einzig dasteht. Die domestizierten Tiere in der Nähe der Menschen sowie weiter entfernt die nicht-häuslichen Tiere zeigen den Menschen als Herrn im Reich der Natur.

Das Moment der Selbstdistanzierung zum Zweck kultureller Autonomie, der *test drive* menschlicher Existenz gehören zur Riskanz des Menschseins, die Anthropologen als offenen Horizont oder Exzentrizität bezeichnet haben. Nicht allerdings, wie Arnold Gehlen es tut, ist von organischer Mangelausstattung des Menschen zu reden (Pöhlmann 1970). Diese These geht auf das 18. Jahrhundert zurück, insbesondere auf Johann Gottfried Herder. Dieser hatte in der Auseinandersetzung mit Rousseau, vor allem in der *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772), ein drastisches Bild dieses Mängelwesens gezeichnet, das bei seiner Geburt den instinktsicheren Tieren hoffnungslos unterlegen sei:

»[...] bloß unter Tiere gestellt, ists also das verwaiseste Kind der Natur. Nackt und bloß, schwach und dürftig, schüchtern und unbewaffnet; und was die Summe seines Elendes ausmacht, aller Leiterinnen des Lebens beraubt. – Mit einer so zerstreuten, geschwächten Sinnlichkeit, mit so unbestimmten, schlafenden Fähigkeiten, mit so geteilten und ermatteten Trieben geboren, offenbar auf tausend Bedürfnisse verwiesen, zu einem großen Kreise bestimmt – und doch so verwaiset und verlassen, daß es selbst nicht mit einer Sprache begabt ist, seine Mängel zu äußern« (Herder 1772/1985, 715).

Daraus jedoch leitet Herder, ähnlich wie auch Aristoteles, Argumente für den Vorzug des Humanen ab: »aus der Mitte dieser Mängel« erwachse der »Keim zum Ersatze«. Eben weil der Mensch unfertiger als die Tiere auf die Welt komme, biete sich ihm die Chance, dem Naturzwang zu entgehen. Später wird von Entwicklungspsychologen und Anthropologen das »extrauterine Frühjahr« eingesetzt: Dass der Mensch gleichsam »zu früh« geboren wird, ermöglicht die Einwirkung der Kultur schon auf das Kleinkind. Die ausgedehnte Kindheit und Jugend führen zu extrem langen Lernzeiten, mit dem Effekt, dass sogar viele biologische Fähigkeiten erst in Symbiose mit kulturellen Milieus ausgebildet werden. Auch Herder argumentiert mit der Chance auf lange Bildung. Eben weil seine Sinne an Schärfe und Gerichtetheit denen der Tiere nachstünden, taugten sie als »allgemeinere Sinne der Welt« und gewannen den »Vorzug der Freiheit«. Sein Mangel an Spezialisierung befähigt nach Herder den Menschen, einen nicht dem Grad, sondern der Art nach gänzlich verschiedenen Entwicklungsweg zu nehmen als das Tier: »Nicht mehr unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung« (Herder 1772/1985, 717). Aus dieser physiologisch bedingten, primären Bildungsgeschichte geht die

Kultur hervor. In der Unvermeidlichkeit, mit der Herder den Ursprung der Sprache aus der Natur des Mängelwesens hervorgehen lässt, wird aus der Armut der Ausstattung ein Reichtum an kulturellen Möglichkeiten.

Das Exzentrische seiner Ausstattung und die nur schwache genetische Determination sind also die evolutionäre und genetische Bedingung für den evolutionären Erfolg der Menschen gegenüber allen Lebewesen, die an Umweltmilieus hochspezialisiert angepasst sind. Darum ist Kultur nicht als Gegenpol der Evolution des Lebens zu verstehen, auf deren breitem Rücken wir auch dann noch mitschwimmen, wenn die kulturellen Systeme an Autonomie gewinnen.

Mit dem Tierphysiologen Gerhard Neuweiler kann für das dominierende Gewicht, das der menschlichen Kultur für die Entwicklung der Biosphäre der Erde historisch zugewachsen ist, resümiert werden, »dass der Mensch das Bild der Erde bestimmt und die natürliche Evolution nur noch in abhängiger Position daran beteiligt ist« (Neuweiler 2008, 223). Dies ist der Grund, warum gegenwärtig erwogen wird, eine neue geologische Epoche einzuführen: das Anthropozän. Danach hat der Mensch den Doppelstatus inne, dass er zwar Produkt der Evolution ist, doch aufgrund der gewachsenen Bestimmungskraft der Kultur zugleich auch das verantwortliche Subjekt der künftigen Entwicklung seiner selbst wie der Biosphäre der Erde darstellt. Diese gewachsene Reichweite kultureller Zuständigkeit ist eigenartig kombiniert mit der semantischen Leere der damit einhergehenden Verantwortung. Weder in der Natur noch in sich selbst findet der Mensch ontologische Maßstäbe, wie er zu sein hat und wie seine Umwelt zu gestalten sei. Diese »bestimmte Unbestimmtheit« (Plessner) bedeutet, dass der Mensch als entwicklungs-offenes Lebewesen zu betrachten ist, der nicht mehr unter einem göttlichen oder natürlichen Gesetz, auch nicht unter einem ethischen kategorischen Imperativ, sondern unter dem für ihn charakteristischen »kategorischen Konjunktiv« steht (Plessner 1983, 338), unter einer riskanten »Selbstentsicherung« (ebd. 46). Diese strukturelle Zukunftsoffenheit ist ein Effekt der Kulturgeschichte selbst, die technische wie soziale Potentiale geschaffen hat, welche die Macht natürlicher Determinationen schrumpfen und den kulturellen Gestaltungsfreiraum wachsen ließen.

Kultur – in Abhebung zu Evolution – kann mithin generell bestimmt werden: Kultur ist (1) das, was *im Gebrauch steht*: das gut Gefestigte und kommunikativ Vermittelte von Handlungen und Haltungen (Praxis und Hexis),

die gewährten Lebensformen, das Habituelle, die Riten – immer ist daran das Moment von *Kontinuitätsherstellung* entscheidend. Kultur ist (2) die *anthropogene*, für einen Stamm oder eine Gesellschaft charakteristische *kulturräumliche Sphäre* in Abhebung zur Biosphäre. Daher erklärt sich (3) die wertsetzende Auszeichnung von *Techniken und Praktiken* und deren generationenübergreifende Bewahrung und Entwicklung (kulturtechnische Dimension). Einige dieser Merkmale sind auch für Tiersozietäten charakteristisch.

Entscheidend aber ist (4): Der *Kultursemiotik* zufolge ist ›Kultur‹ ein symbolischer oder autoreflexiver Zusammenhang. Die kulturelle Realität wird mithin als ein Gewebe von Zeichen verstanden, die synchron in ihrer Vernetzung, diachron dagegen als ein langwelliger, transsubjektiver Sinnzusammenhang aufgefasst werden. Sprache, Medien, Bilder, Symbolbildungen aller Art, kollektive Phantasmen, Artefakte, selbst Institutionen werden als unterschiedliche, machtgestützte wie subversive Codierungen ausgelegt, die grundlegend für die gesellschaftlichen Wirklichkeiten sind. Hiernach ist Kultur ein Distanz und Bedeutung generierendes Verfahren, das Wahrnehmungs-, Symbolisierungs- und Kognitionsstile mit lebensweltlicher Wirksamkeit entwickelt. Im Rückblick erscheint Kultur je als ein Prozess fortschreitender autopoietischer und reflexiver Semantisierung, durch welche ununterbrochen Sinnressourcen geschaffen und distribuiert, aber auch subvertiert und zerstört werden. Im Vergleich zur Evolutionsbiologie, welche die Basis und der Rahmen allen Lebens bleibt, begründet dies eine eigene, fragile und risikoreiche Matrix, die wir ›Kulturgeschichte‹ nennen.

Anthropologie des Mundraums – Zweite Geburt des Menschen

Wir fassen die Folgen dieser anthropologischen Überlegungen mit Blick auf die Leistungen und Dynamiken des Mundraums und des orofazialen Systems zusammen (vgl. Böhme und Slominski 2013). Wir unterscheiden dabei drei, jeweils polar organisierte Dimensionen des Mundraums: die metabolistische Achse (Atmen und Essen), die kommunikative Achse (Sprache und Mimik) sowie die triebdynamische Achse (orale Libido und Aggression).

Über den Mund-/Nasenraum werden die beiden entscheidenden Achsen des Metabolismus initialisiert: Atmen und Essen; sie ermöglichen die physische Selbstreproduktion. Doch wir *saugen, lutschen, küssen, züngeln, beißen* auch im triebdynamischen Feld der oralen Libido; und

wir *packen mit den Zähnen zu, zermalmen, verschlingen, vernichten, (zer)knirschen* und folgen damit der Triebdynamik oraler Aggressivität (die libidinös getönt sein kann). Diese Dualität der frühesten und sich lebenslang erhaltenden Triebdynamik ist, um einen Terminus von Sigmund Freud aufzunehmen, in ›Anlehnung‹ an die Dynamiken der Nutrition und des Atmens strukturiert.

Atmend können wir im ruhigen Rhythmus dem Ein und Aus folgen, der Diastole und Systole, wie es Goethe nennt. Heute spricht man eher von Systole und Diastole des Herzens. Doch beides, Atem und Herzschlag, sind unvermeidbare, lebenserhaltende, darum basale Prozesse. Sie sind weniger ein Tun als ein unwillkürliches Geschehen, auch wenn man auf sie pharmakologisch oder therapeutisch Einfluss nehmen kann. Doch erfahren wir schnell, dass dem Versuch, den Atem oder das Herz über Intentionen zu steuern, enge Grenzen gesetzt sind. Immerhin lernen wir den fließenden Rhythmus des Atmens kennen und spüren das stetige Ineinander-Übergehen von Engung und Weitung. Damit wird der Grundrhythmus aller leiblichen Gefühle erschlossen, die in ›Anlehnung‹ an den Atem und den Herzschlag sich postnatal erst entwickeln müssen.

Doch wir atmen nicht nur ruhig, sondern – je nachdem – wir *hecheln, schnaufen, schnauben, keuchen, hyperventilieren, sind außer Atem, in Atemnot, ringen um Atem*, empfinden Angst in *erstickender Enge* oder Freiheit schenkende *Weitung* in der Frische der Luft. Im Atmen leben wir, Luft ist unser erstes Lebensmittel. Dies ist in der mythologischen Fassung der Bibel gut erfasst, wenn der aus Erde skulpturierte Adam erst durch das Einblasen des Odems (*ruach, pneuma, spiritus*; Gen 2,7) zu Leben kommt. Odem ist Lebenshauch. Atem ist Animation – darum die beglückende Erfahrung, wenn das Neugeborene den ersten Atemzug schöpft und dann schreit: Stimme haben heißt, lebendig sein, im Atem seinen ersten Ausdruck finden.

Sehr schnell nach der Geburt, oft noch vor dem ersten Saugen der Brust, streicht die Zunge über die Lippen und das Händchen fährt unkoordiniert an den Mund; doch am Daumen gelutscht wird schon lange vor der Geburt. Diese oralen Eigenreizungen werden eingebettet in die ersten Geschehnisse der Nutrition, welche, in der Regel, über die Mund-Brust-Koppelung von Mutter und Säugling abläuft (Abb. 18). Ernährung und damit Lebenserhalt erfolgt also über eine Konfiguration, in der es eine Trennung von Subjekt und Objekt und erst recht von Tun und Lassen nicht gibt. Der Saugreflex ist gewiss die erste Quelle von Aktivität, ohne doch als objektbezogenes Handeln erlebt

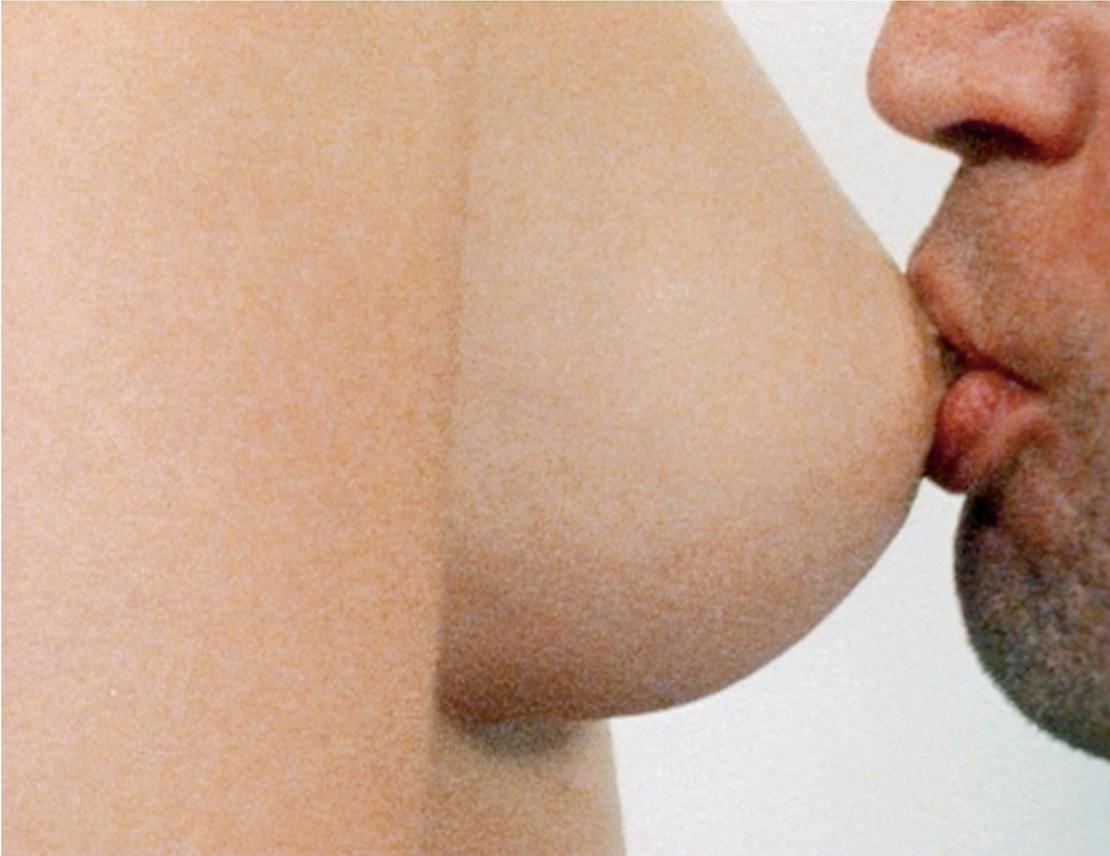


Abb. 18 Maria Eichhorn: *Brustlecken*, Still aus: *Filmlexikon sexueller Praktiken*, 1999/2005/2008/2014, bisher 16 Kurz-Filme, zuletzt gezeigt in: Kunsthaus Bregenz 2014, © Maria Eichhorn, VG Bild-Kunst, Bonn

Sehr viele dieser das Subjekt konstituierenden Leistungen finden ihre archaische Herkunft im Mundraum. Darum sprechen wir von der ›zweiten Geburt‹.

Der Mundraum ist ein einzigartig polyfunktionales Organ-Ensemble des menschlichen Körpers. Seine Höhlung öffnet sich über Lippen und Mund in die Außenwelt und über den Schlund in die Innenwelt des Körpers. Dieser bi-direktionale Transitraum ist für unser Weltverhältnis basal: Sowohl für Prozesse der Einkörperung und Verinnerlichung als auch für die der Entäußerung und Verkörperung durch Mimik und Sprache ist hier der Grund gelegt. Der Mundraum bildet mithin die Kontaktgrenze von Körperinnenwelt und objekthafter Außenwelt (Abb. 19).

Mund, Zunge, Zähne, Kiefer und Mundhöhle bilden zusammen ein über Jahrtausende entwickeltes biomechanisches Ensemble (Vgl. Alt, Kaiser). Sie besorgen das erste Kapitel der Nutrition, die in der Ausscheidung endet. Weltstoffe müssen regelmäßig durch den Mund ins Innere, auf dass wir überhaupt weiterleben können. Damit beginnt der Vorgang der Verinnerlichung, durch die das Fremde, sofern es ›mundet‹, in Eigenes verwandelt und, sofern es fremd bleibt, wieder ausgeschieden wird. Der Mundraum ist der Zensor, der das Urteil darüber fällt, was man ›bei sich behält‹ oder ›ausstößt‹ – eine Dividierung, die der Verdauungskanal noch einmal vornimmt. Die Scheidung in ›gute‹ und ›böse‹ Objekte wird in der Nutrition vorbereitet. Hier, so darf man zuspitzen, beginnt die Politik der Inklusion und Exklusion. In beiden Richtungen sind die Anteile des Aktiven und des Passiven in ständig wechselnden Verhältnissen vermischt.

Für den Säugling in seinem ganz auf die Oralität konzentrierten Lebenswillen ist der Mund das erste Welter-schließungsorgan. Die Nahrung wie auch die Dinge werden im Mund getestet. Das kleine Kind folgt noch ganz dem archaischen Antrieb, alles in den Mund zu nehmen, um so die Dinge mit Mund und Hand zu erkunden. Alles will belutscht, geschmeckt, beleckt, besaugt werden – eine fast noch symbiotische Enklave. Übergangsobjekte nehmen, nach Donald Winnicott (1953), eine Brückenfunktion für die Überschreitung der Symbiose ein. Der Mundraum ist nicht nur die Vorkammer der Verdauung, sondern auch der Versuchsraum des Schmeckens und Kostens, der Lustraum gastrosophischer und sexueller Genüsse. Ferner ist die Mundhöhle, zusammen mit dem Stimmapparat, der Produktionsraum einer eigenen akustischen Welt des Schmatzens, Malmens, Schnalzens, Stöhnens, Knirschens, Knurrens, Jauchzens, Schreiens usw. Diese expressiven

Laute oder Lautfolgen sind überwiegend unwillkürlich, entweder beiher spielende Geräusche (das Schmatzen) oder starke Gefühlseruptionen, die überwältigend nicht nur von der Stimme, sondern vom ganzen Körper Besitz ergreifen (das Jauchzen).

Diese widerfahrenden Gefühlslaute des Mundes sind vielen Menschen peinlich. Sie gelten, gerade wegen ihres ungezügelteren Charakters, als Verstoß gegen die Etikette. Man hat seine stimmlichen Expressionen zu kultivieren und zu steuern. Hingegen dürfen Torschützen oder Medaillengewinner im Moment ihres Triumphes in aller Öffentlichkeit hemmungslos jauchzen. Das wäre nach gelungenem Vortrag deplatziert. Hier werden die logosförmigen Sprechakte bevorzugt, die, auch wenn sie eine performative Qualität haben, doch stets die distanznehmende Vergegenständlichung von Affekten, Leibregungen oder Genüssen anzeigen. Man bemerkt an diesen Beispielen, dass in unserer Kultur solche Akte, die einem widerfahren und darum eher dem Passiven zuzuordnen sind, stärker reglementiert werden müssen als etwa die geordnete, stimmlich gemäßigte Rede, die von vornherein ein selbstbeherrschtes Subjekt zu erkennen gibt. Im Grenzfall ist der Verzicht auf den Laut der Stimme, also das Schließen des Mundes und das Schweigen der Rede, nicht etwa ein Ausdruck der Passivität (wie beim überwältigten Sprachlos-Werden), sondern die Signatur einer besonderen Selbstbeherrschung, die das lose Mundwerk zu kontrollieren und die Rede zu zügeln vermag.

Damit haben wir die vielleicht großartigste Fähigkeit des Mundraums schon berührt, nämlich sein Vermögen, gegliederte und semantisch gehaltvolle Laute hervorbringen, die von Partnern verstanden werden (vgl. Trabant). Mit dieser Kommunikation begründenden Leistung ist der Mundraum die Quelle eines evolutionsgeschichtlichen Sprungs, auch wenn dieser sich über Jahrhunderttausende hinzieht. Er bringt das Universum der menschlichen Sprache mitsamt ihrem medialen Träger, der Stimme, hervor. Damit wird zugleich die Welt der Musik eröffnet. Kein Zweifel: Der Mundraum, der zwischen Lebensvorgängen des Essens und Atmens und semantisch differenzierten Phonemen mühelos hin- und herwechselt, verrichtet eine unschätzbare Arbeit an der Kultivierung des Menschen. Ohne weiteres bewältigt er so entgegengesetzte Modi wie die des Einverleibens von Stoffen und der extrovertierenden Verkörperung von Bedeutungen. Im Kontakt des Mundes mit Fremdobjekten bilden sich die Polaritäten von *abstoßend und anziehend*, von *lustvoll und ekelig*, also die



www.youtube.com/watch?v=TdCwt8Yk3RY

Abb. 19 Pipilotti Rist: Still aus *Open My Glade*, 2000, Video, 9" (Courtesy of the artist and Hauser & Wirth Zürich London, © Pipilotti Rist) – Dieses Still wurde auf riesigen *advertising screens* z. B. am Times Square in New York, in Zürich, Milano, Krakau oder Vancouver präsentiert. Das stark geschminkte Gesicht einer Frau streicht in Slow Motion, doch mit einiger Heftigkeit über eine Glasplatte, so dass – inmitten der glatten Glitzerwelt des Warenkonsums in der urbanen Szenerie – gequetschte Gesichtspartien, insbesondere verzerrte Mundpartien, als antiästhetische Grimassen sichtbar werden – ein Kontrapunkt zur Warenästhetik und ein Statement zu dieser. Die Gesichtspartien werden unterbrochen von farbigen Dunst- und Rauchwolken, die sich als abstrakte Farbstrukturen langsam über das Bild entwickeln.

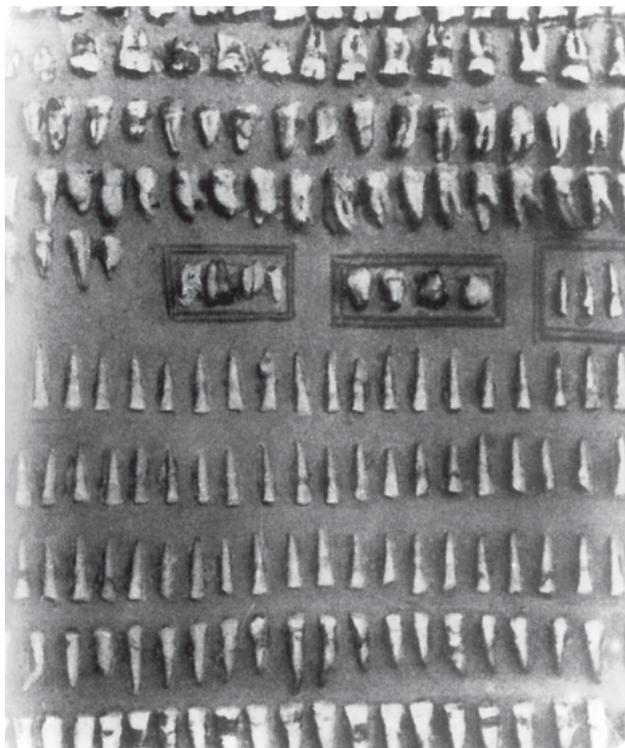


Abb. 20 Ein Teil der 420 Menschenzähne, die man, neben zahllosen Knochen, im Hause des Kannibalen Karl Denke (1860–1924) in Münsterberg fand. Fotografie 1924, Gerichtsmedizin Breslau (Sammlung Armin Rütters/Verlag Kirchschlager)

Grunddynamiken des ästhetischen Urteils – lange bevor das Menschenkind »urteilen« kann, agiert es mit dem Mund bereits Quasi-Urteile. Der Mund gibt die Grundform aller Ästhetik, den guten Geschmack, her und formt das basale Medium aller Kommunikation, die Stimme.

Diese evolutionäre Selbstkonstitution des sprechenden Menschen steht seltsam im Schatten der Hand und des Hirns und erst recht des Geistes und der Seele. Dagegen zeigt sich, dass die somato-sensorischen Areale der kortikalen Repräsentation für die Hand und die Mundzone sich ungefähr entsprechen, während sie im Verhältnis zu den übrigen Körperteilen überproportional groß sind. Aristoteles hatte die Bedeutung der Hand für den Menschen und sein technisches Können herausgestrichen, wenn er schreibt: »[...] und die Hand scheint nicht ein Werkzeug zu sein, sondern mehrere: denn sie ist wie das Werkzeug für Werkzeuge« (ἔστι γὰρ ὡσπερὶ ὄργανον πρὸ ὀργάνων, Aristoteles: *De partibus animalium* IV, 687a 19 ff.). Diese anthropologische Hochschätzung der Hand (und des aufrechten Ganges) für die Selbstkonstitution des Menschen hat eine starke Tradition (Bayertz 2012, Janich 2015), während –

im fiktiven Paragone der Organe – der weitaus komplexere Mundraum deutlich unterschätzt wurde. Dies liegt nicht zuletzt an der Bevorzugung des aktiven Handlungsmodus der Hand und der Lokomobilität, während der Mund mit den drei unteren Sinnen viel stärker auch passive Momente beherbergt. Und selbst wenn der Mund als Produzent der Lautsprache agiert und in der Mund-Ohr-Kopplung den aktiven Part innehat, so wird dies von der Hand gekontert, welche die Sprache als Schrift und die Visualität als Bild erobert. Die Allianz von Schreib-/Malhand und Auge erfährt in unserer Kultur eine ungleich höhere Achtung als die von Mundwerk und Ohr (nur im Gesang ist dies anders). Es ist jedoch an der Zeit, die fundierende Bedeutung des oralen Ensembles in die historische Anthropologie aufzunehmen – ähnlich wie dies Didier Anzieu (1991) hinsichtlich des Haut-Ich getan hat. Wir stellen deswegen neben den *Homo erectus* und das *Animal rationale* den *Homo oralis*.

Auch für den körperlichen wie kulturellen Erwerb der Aggression nehmen das Orale und besonders die Zähne eine Leitfunktion ein. Die diffus im Körper aufsteigenden Aggressionsimpulse finden ein ursprüngliches Handlungsformat im Zuschnappen, Zubeißen, Zerkleinern, Zermalmern, kurz: in der Annihilation des Objekts. Der orale Aggressionsmodus hängt mit der Objektbeziehung in der Nahrungsaufnahme zusammen, bei der das lebenserhaltende Objekt zerkleinert werden muss. Umgekehrt hat sich in die Imaginationsgeschichte der Menschheit eingegraben, dass man selbst zum Objekt der dentalen Zermahlung werden kann – und zwar nicht nur im Jahrhunderttausende langen Kampf mit den Großraubtieren, sondern auch in der innerartlichen Konkurrenz. Das Kannibalismus-Phantasma ebenso wie das »Gott-Essen«-Ritual (Kott 1991) sind wirkmächtige Figurationen des Oralen in der Imaginations- und Religionsgeschichte (Abb. 20).

Es gehört zum latenten Wissen eines jeden Menschen, dass die Zähne das Aggressivste und Kraftvollste an uns sind. Zwischen die Zähne eines anderen, sei's Mensch, Löwe oder Drache, zu geraten, ist eine der entsetzlichsten Phantasien überhaupt. Sie zieht ihre Spur von den ältesten Monster-Legenden bis zu Fantasy-Filmen. Der Gewalt in den Zähnen entspricht die abgründige Angst vorm Gefressenwerden. Der oral beseligende Strom der Milch ist das erste Nirwana, die oralsadistische Zermahlung ist die erste Hölle (Abb. 21).

So hat die Psychoanalyse, namentlich Melanie Klein (1933/1971), gezeigt, dass schon der Säugling von einer quälend hilflosen Wut erfüllt sein kann; er möchte

unbewusst den Körper der Mutter zermalmen. Gut ist es, wenn die Mutter diese Gefühle aufnehmen und »entgiften« kann, wie Wilfred R. Bion (1992, 1997) sagt. Sind beide in einem positiv empathischen Gleichgewicht, etwa nach lustvoller Stillung, teilen sie den Ausdruck beseligter Ruhe. Beide Gefühle aber, destruktive Wut wie satte Seligkeit, entstammen dem Empfindungsraum des Mundes. Der Oralsadismus ist stammesgeschichtlich wie psychogenetisch ein Erbe, das im Interesse des Zusammenlebens, also der Kultur, kanalisiert, sublimiert, gezähmt, beherrscht werden muss.

Nach dem Nobelpreisträger Elias Canetti (1960/1980, 223–33) kommt dem bezahnten Mund sowie seinen Praktiken eine weite kulturgeschichtliche Dimension zu, die bis in die Ur- und Frühgeschichte zurückreicht. Canetti bringt über die Physiologie der Zähne hinaus jene historischen Semantiken zur Geltung, welche sich vom Mythos bis zu den Redewendungen der Sprache um das Zahnwerk entwickelt haben. Wir dürfen trotz der Verwissenschaftlichung des Dentalen davon ausgehen, dass auch heute noch die Zähne für das kulturelle Selbstverhältnis des Menschen mit konstitutiv sind. In signifikanter Weise bestimmen die Zähne die aggressiven Dynamiken und die seriellen Ordnungen der Macht mit. Sie bilden (zusammen mit der Hand) den Pol des aktiven Tuns. Zähne sind niemals nur Zähne, sondern stellen komplexe kulturelle und psychologische Figurationen dar. Und der Mundraum ist nicht nur Quelle von Zeichen, den phonetischen Lauten und physiognomischen Ausdrücken, sondern er ist selbst in der langen Geschichte der Hominisation zu einem semiotisierten Raum geworden, der voller unsichtbarer Codes und empfindlicher Bedeutungen steckt, die sich in ihm inkarniert haben (Abb. 22).

Canetti entwickelt die Macht als Digestion. Sie beginnt mit Belauern und Zupacken, verläuft über dentale Zermalmung bis hin zur Verdauung und Ausscheidung. Diesem Prozess aber ist die Mundgreiflichkeit der Macht eingelagert, wie wir es parallel zur Handgreiflichkeit nennen möchten. Macht ist die *potestas*, ein Objekt auch gegen seinen Willen ergreifen zu können. Schon die tastende Berührung ist »Vorbote des Schmeckens«. Die ergreifende Hand ist der »Vor-Raum des Mauls und des Magens«. Oft ist bei Tieren die Krallen oder Tatze ersetzt durch das »bewaffnete Maul, das die Ergreifung besorgt« (Canetti 1960/1980, 225). Schon bei Säuglingen kann man beobachten, dass der Bemächtigungsantrieb sich nicht im manuellen Ergreifen erschöpft, sondern stets seinen Terminus

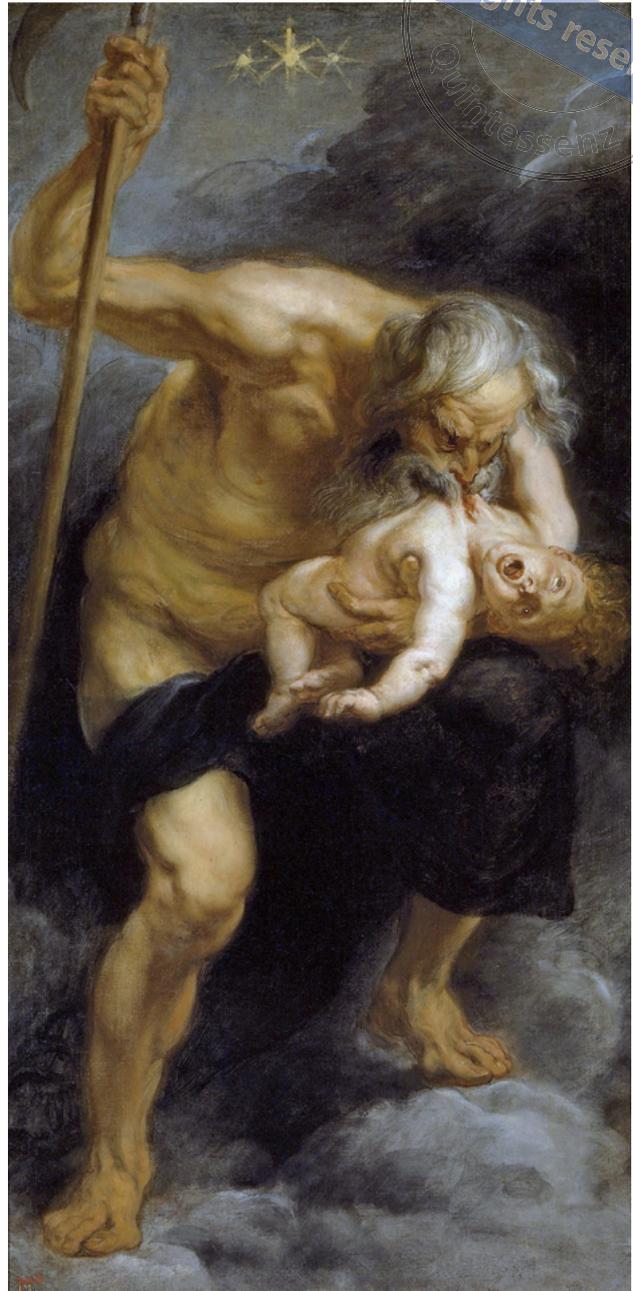


Abb. 21 Peter Paul Rubens: *Saturn frisst einen seiner Söhne*, 1636–38, Öl auf Leinwand, 180 × 87 cm, Museo del Prado, Madrid (aus: Aneta Georgievsk-Shine und Larry Silver; Rubens, Velázquez, and the King of Spain, Farnham/Burlington: Ashgate 2014, 35)

im Mund findet: Alles wandert an oder in den Mund. Auf dieser frühen phylo- und ontogenetischen Ebene erweist sich Macht als die Verringerung oder gar Vernichtung der Distanz, die ein Körper im Verhältnis zu einem anderen einnimmt. Canetti zeigt, dass die Folge von Ergreifen, Pressen, Zerquetschen, Zerfleischen, Verschlingen



Abb.22 Tympanon (Detail) der Klosterkirche Sainte-Foy de Conques/Dép. Aveyron, ca. 1130, bemaltes Kalkstein-Relief – Das Detail dieser Weltgerichts-Darstellung ist unmittelbar unterhalb des thronenden Weltenrichters Christus platziert und zeigt die Grenze zwischen den Erlösten, die nach links geführt, und den Verdammten, die zur Beute der wüsten Teufel werden. Mit einer Keule treibt ein Teufel, der sich nach den erlösten Seelen umdreht, die ihm entgangen sind, die Verdammten ins Maul der Hölle. Man erkennt, dass Hölle und Teufel sämtlich durch ein extrem bedrohliches Gebiss charakterisiert werden. Verurteilt werden heißt: von den Zähnen ergriffen, gebissen, zermalm und verschluckt zu werden. Die Hölle ist ein aggressiver Einverleibungs- und Verdauungsmechanismus. Dentale Monstrosität – das ist die fürchterlichste Angstvision, welche das Mittelalter ausgesonnen hat. Aus dieser Tradition heraus erklärt sich, dass Elias Canetti (1960/80) sein Theorie der malignen Macht aus der Dynamik der Zähne entwickelt hat.

die Logik der Macht bestimmt. Besonders das Zerquetschen gilt, buchstäblich wie metaphorisch, verachteten Objekten. Was man zerquetscht, ist in »das Reich der Menschlichkeit nie einbezogen« (Canetti 1960/1980, 226).

Hier, bei zermalmenden Zähnen, ist der Raum der Distanz auf Null geschrumpft. Bei gewaltsamer Distanzlosigkeit – dort also, wo *potestas* in *violencia* umschlägt – brechen physische wie soziale Identitäten zusammen, so wie umgekehrt bei zwanghafter Distanzierung Entfremdung und Einsamkeit zunehmen. So ist für alle Formen von Sozialität der mittlere, wechselseitig anerkannte und gewährte Abstand konstitutiv. Mehr als alle anderen ist der Mächtige, besonders der Souverän, durch Abstand charakterisiert.

»Das auffälligste Instrument der Macht, das der Mensch und auch sehr viele Tiere an sich tragen, sind die Zähne. Die Reihe, in der sie angeordnet sind, ihre leuchtende Kette, sind mit nichts anderem, was sonst zu einem Körper gehört und an ihm in Aktion gesehen wird, zu vergleichen. Man möchte sie als die erste Ordnung überhaupt bezeichnen [...]; eine Ordnung, die als Drohung nach außen wirkt, nicht immer sichtbar, aber immer sichtbar, wenn der Mund sich öffnet, und das ist sehr oft. Das Material der Zähne ist verschieden von den übrigen augenfälligen Bestandteilen des Körpers [...] Sie sind glatt, sie sind hart, sie geben nicht nach; man kann sie zusammenpressen, ohne dass ihr Volumen sich verändert; sie wirken wie eingesetzte und wohl polierte Steine« (Canetti 1960/1980, 228 f.; vgl. Röcke, Lange).

An der Glätte, der Reihenanzordnung und der Bedrohlichkeit der Zähne entdeckt Canetti die primordialen Merkmale der Macht. »Glätte und Ordnung, als Manifest der Eigenschaften der Zähne, sind in das Wesen der Macht überhaupt eingegangen. Sie sind unzertrennlich von ihr

und in jeder Form der Macht das erste, das sich feststellen lässt« (Canetti 1960/1980, 229). Die Reihengliederung der Zähne bietet das Modell der Serie, der Regularität überhaupt, wie sie etwa beim Militär, aber auch in der Verwaltung, in jeder straffen Organisation aufzufinden sind. Zähne sind das werkzeughafte Vorbild für jene Reihenordnungen, welche in Institutionen verkörpert und in Buchstaben und Zahlen interpretierbar und berechenbar gemacht werden.

Dies sind kühne Analogien zwischen den Zähnen und der Ordnung der Gesellschaft. Canetti behauptet nichts weniger, als dass Ordnungen gleichsam aus den Zähnen hervorgehen, oder wenigstens, dass ihre Funktionen, ihre Anordnung, ihr Aussehen und ihre Qualitäten für viele soziale Figurationen vorbildlich sind. Um dies zu plausibilisieren, weist Canetti auf die Mittelstellung der Zähne zwischen Organ und Werkzeug hin. Diese »Brückenfunktion« der Zähne macht sie tauglich, als Modell des Werkzeuggebrauchs zu dienen, der aber noch tief in magische Vorstellungen eingelassen ist. Zähne dienen als Instrumente (»Zähne als dritte Hand« nennen es Paläoanthropologen), aber sie fungieren gleichzeitig auch als magische Zeichen. Sie sind der symbolische Pol der Handlungsmacht.

Auf der Werkzeug- und Waffentechnik beruht die Zivilisation des *toolmaking animal*, des »bis an die Zähne bewaffneten« Menschen, der »Haare auf den Zähnen« hat. Als Drohgebärde werden Zähne gefletscht; militärisch objektiviert entfalten sie sich als Zangen-Angriff, der den Gegner packt und zerdrückt. Das ist ein kultureller Grundakt. Denn Kultur, die an Zähnen ihr Modell nimmt, beruht nach Canetti auf der Macht und der Aggression, die im dentalen Zupacken konzentriert sind. Das heißt aber auch, dass von den Zähnen der Schrecken der Macht ausgeht.

Analyseebenen des Oralen I

Systemebene	Metabolismus I	Metabolismus II
Funktionsebene	Atmung	Nutrition/Gustus/Gastrosophie
Aktivitäten/Sensoren	atmen, hecheln, schnaufen, schnauben, keuchen, hyperventilieren, therapeutisches Atmen ...	riechen, schmecken, einspeicheln, kauen, zermalmen, schlucken, würgen, übergeben ...
Praxistypen	Kulturen/Therapien des Atmens	Ernährungsstile, Esskulturen, Etiketten
Affektypen	Engung/Weitung Rhythmus Angst/Beklemmung/ Freude/Befreiung	appetitive Begleitaefekte zwischen Genuss und Ekel: freuen, gieren, ekeln, abwehren, (sich) unterhalten, sich enthalten ...
Scheitern und Störungen/Krankheiten	ersticken Apnoe, Tabakkonsum, Atemwegserkrankungen	Verhungern, verdursten Anorexie, Bulimie
Exteriorisierung vs Interiorisierung	Innen-Außen-Rhythmus	a. von Außen nach Innen b. Attraktion vs. Repulsion
Physiologische Kooperationen, Ensembles	Mund-Nasen-Raum, Lungen/Zwerchfell/Bauchraum	Gustus/Tactus/Olfactus. Nase, Zähne, Zunge, Schlund, Magen, Darm

Wir wollen damit die poetischen Studien Canettis zu den Zähnen verlassen. Wir erkennen, dass man durch die Methode einer Wissenspoetik, wie sie Canetti entfaltet, zu einer starken metaphorischen Verdichtung der dentalen Aktivitäten, aber auch zu einer Generalisierung einer dental zentrierten Dynamik der Macht gelangt. Beides ist für die Ausarbeitung einer Anthropologie des Mundraums aufschlussreich. Es sagt viel über uns, wenn wir verstehen, dass unsere aus aggressiven Impulsen hervorgehende Handlungspotenz ihren – vielleicht primitiv zu nennenden – Ursprung im Dentalraum findet. Canetti entdeckt auf diesem Wege, dass der Politik der Macht eine archaische oral-aggressive Dynamik eingeschrieben ist. Und anthropologisch gibt er zu bedenken, ob die Polarität von aktiv und passiv, aber auch die Dualität von operativen Techniken einen anderen Entstehungsraum haben könnten als in der Hand oder den Seelenregungen: nämlich in der Mundhöhle (Abb. 23).

Man darf also sagen, dass im Mundraum das Subjekt geboren wird. Sieht man näher zu, so wird diese These auch von Psychoanalytikern wie Linguisten nahegelegt. Gewiss gibt es seit der Antike bis heute eine Anthropologie,

Analyseebenen des Oralen II

Systemebene	Kommunikation I	Kommunikation II
Funktionsebene	Semiotik I: Sprache	Semiotik II: Mimik, Gestik, Physiognomik, Pathognomik
Aktivitäten/Sensoren	sprechen, schreien, tönen, singen, flüstern, stottern, tuscheln ...	grimassieren, fletschen, stöhnen, lächeln, zannen, jauchzen, brüllen, knirschen ...
Praxistypen	Sprach-/Sprechkulturen, performative Sprechakte	Histrionische Dimension: Expressionen Verkörperungen Performativität
Affektypen	Freude vs. Frustration, sich vertraut vs. sich fremd fühlen, verbunden vs. isoliert	Wut, Schrecken, Angst, Strenge, Sympathie, Sehnsucht, Hingabe, Freude, Verführung ...
Scheitern und Störungen/Krankheiten	nicht verstehen, nicht sagen können, schweigen Stottern, Aphasie, Autismus, kommunikative Störungen	Ausdrucksleere, Starre, Maskenhaftigkeit ›Unlesbarkeit‹, mimisches ›Rauschen‹
Exteriorisierung vs. Interiorisierung	von Innen nach Außen (korrespondierend: Rezeption durch Ohr)	von Innen nach Außen (korrespondierend: Rezeption durch Auge)
Physiologische Kooperationen, Ensembles	Zunge, Zähne, Lippen, Mundraum, Stimmapparat, Atmungsorgane	Zunge, Zähne, Lippen, Gesicht, Hände, Leib

die aus dem »aufrechten Gang« (Bayertz 2012) hergeleitet wird. Das neueste Buch »Handwerk und Mundwerk« von Peter Janich (2015) enttäuscht insofern, als bei ihm das Mundwerk auf die Fähigkeit zur Oralsprache zusammenschrumpft; letztlich interessiert sich Janich nur für die Produktion von Wissen, insofern sie von Hand und Mund vorbereitet werden. Immerhin, wie die These vom Haut-Ich, findet man hier eine Gegenpositionen zu jenen Ansätzen, welche alles, was wir sind und können, als Projektionen und Objektivationen des Gehirns darstellen. Beides ist nicht neu. Es geht uns, wollen wir betonen, in diesem Buch nicht darum, mit der Theorie des Oralen und Dentalen eine Drehung mehr im Paragone um die Königsposition der Organe einzuleiten. Aber zum wenigsten ist es ein Ziel, die im Körper selbstgefühl stets präsente Mundhöhle mit ihrer strukturellen und funktionalen Einzigkeit in den anthropologischen Diskurs zu integrieren. Die orale, geschmackliche wie taktile Selbstwahrnehmung, die elementare Disjunktion von Innen und Außen, die primäre Rhythmisierung der Triebwelt in Hunger und Sättigung, die orale Libido und die dentale Aggression sowie schließlich die Sprachbildung, durch die allererst



Analyseebenen des Oralen III

Systemebene	Triebdynamik I	Triebdynamik II
Funktionsebene	Orale Libido/orale Lüste	Orale Aggressivität
Aktivitäten/Sensoren	lutschen, saugen, küssen, schmecken, züngeln ...	mit den Zähnen packen, zubeißen, zermalmen, verschlingen, vernichten, (zer)knirschen
Praxistypen	Objektbesetzung nach dem Typus ANLEHNUNG und VERSCHMELZUNG: ohne Reziprozität; narzisstische Beziehungen; Subjekt-Objekt-Diffusion: Immersion, Entgrenzung, Fetischismus: Ich bin klein, aber ein Teil von dir.	Objektbemächtigung nach den Typen der MACHT: ohne Reziprozität, destruktive Beziehungen; Subjekt-Objekt-Vernichtung: Vampirismus, Zerstückelung, Folter: Ich bin groß und du bist ein Teil von mir.
Affekttypen	Sehnsucht nach Verschmelzung mit Objekt: ozeanische Gefühle, flow-Erlebnisse, Paradies, Grandiosität, All-Einheit ...	Begehren nach Erniedrigung des Objekts: Verachtung, Terror, Hass, Schmerz, Triumph, Qual ... Sadismus, S/M-Konstellationen.
Scheitern und Störungen/Krankheiten	Größen-Ich, narzisstischer Mangel, Regression, Unerreichbarkeit, Verlassenheit, narzisstische Neurose	Traumatisierung, Ohnmacht, »Leere«, Einsamkeit, Bruxismus, Perversionen, Anankasmus, Persekutive Paranoia
Exteriorisierung vs. Interiorisierung	von Innen nach Außen + von Außen nach Innen. Projektive Identifikation	von Innen nach Außen + von Außen nach Innen. Projektive Identifikation
Physiologische Kooperationen, Ensembles	Beteiligung weiterer »Leibinseln«, bes. Hände und Haut	Evtl. muskulärer Apparat, Hände

semiotische Vergegenständlichung und kommunikative Teilhabe möglich werden – sie alle haben eine absolut erstrangige Bedeutung für die Ontogenese des Individuums und die historische Ausdifferenzierung der Gattung Mensch. Der Mund wird dabei als einzigartiger Schwellenraum von Außen und Innen, als Ein- und Ausgangsraum, als Transit vielfältigen, materialen, phonetischen und symbolischen Verkehrs erkennbar. Man muss weiter gehen: Der kultivierte Mensch ist fundiert in uralten physiologischen Evolutionen des Mundraums, in einer Zeitentiefe, die von fast allen Wissenschaften als das »primitive Zeitalter« angesehen wird.

Zum Abschluss fassen wir die Ergebnisse in Strukturgittern zusammen, die die Systematik anzeigen, in der sich eine historisch-anthropologische Mundforschung einfügen könnte.

Der Mundraum initialisiert drei fundamentale Achsen der Reproduktion: (1) den Metabolismus in den zwei Modi von Atmen und Essen/Trinken; (2) die Kommunikation auf lautsprachlicher und averbal-fazialer Ebene; (3) die Triebdynamik in begehrender und aggressiver Ausrichtung. Letztere Ebene ist für die ersten beiden grundlegend:

Ohne oralen *drive* keine den Stoffwechsel einleitenden Akte und keine Motive zu interaktiver Verständigung, die auf sprachlicher und mimischer Artikulation beruht. »Trieb« ist hier weit gefasst: von instinktiven Antrieben und Reflexen (was Freud primäre »Bedürfnisse« nennt) über psychosomatische Triebe (Begehren, Libido) bis zu kulturell ausdifferenzierten Motiven, Strebungen, Sehnsüchten, Intentionen, Willen. Der zwingende Charakter biologischer Programmierung nimmt auf diesen drei Stufen ab, was der kulturgeprägten Sozialisation überhaupt erst Chancen für Eingriffe und sekundäre Prägungen einräumt. Umgekehrt kommen Aktivitäten, die nur und allein von Instinkt und biologischem Bedürfnis beherrscht sind, nur noch in extremen Randlagen von physischer Not, Entsublimierung und Regression vor. Die drei Grundformen der Triebdynamik sind hinsichtlich der hierbei typischen Verflechtungen von soziobiologischen und kulturellen Prägungen in jedem Einzelfall von Verhalten sorgfältig zu analysieren.

Diese Verflechtung von biologischer Determination und kultureller Offenheit entspricht den von Helmuth Plessner (1928/1975; 1983) beschriebenen drei, durchaus paradoxen Strukturmerkmalen des Menschen: exzentrische Positionalität, vermittelte Unmittelbarkeit, natürliche Künstlichkeit. Sie finden sich auf allen drei Systemebenen und den sechs Funktionsebenen des Oralen – der Triebdynamik, dem Metabolismus und der Kommunikation – wieder.

Ein Strukturmerkmal von oralen Aktivitäten sind ihre räumlichen Direktionen. Sie ordnen die exteriorisierenden und interiorisierenden Aktivitäten. Die Bi-Direktionalität ist im Vergleich zu Augen, Ohr und Haut etwas Eigentümliches und hat zur Folge, dass nur die oralen Aktivitäten sowohl den Pol des Tuns wie den des Lassens, sowohl aktive wie passive Momente, sowohl verinnerlichende wie entäußernde Handlungsformen aufweisen (bi-direktionale Fähigkeiten weist allerdings auch der Hautsinn aus). Doch auch diese polare Skalierung von Mundraum-Aktivitäten ist hinsichtlich der wechselseitigen Durchdringung von biologischen und kulturellen Prägungen in jedem Einzelfall sorgfältig zu analysieren. Wenn es z.B. um das Küssen geht, so können die kulturgeschichtliche mit der evolutionsbiologischen und philematologischen Kuss-Forschung zusammengebracht werden. In jedem Fall ist die Organisation von Aktionstypen nach den beiden Grundrichtungen der Interiorisierung und Exteriorisierung fundamental für jede Theorie der Kultur.

Ferner sollen die Diagramme deutlich machen, dass den wahrlich mannigfaltigen Aktivitätsformen des Oralen unausweichlich Ebenen begleitender sensorischer Reizungen und Gefühle entsprechen. Ja, man könnte sagen, dass aus den lebensgeschichtlich frühesten oralen Aktivierungen überhaupt erst der *mundus sensibilis* und der *mundus affectationis* sich aufzubauen beginnen, also die sensitive und die gefühlsmäßige Welt. Ferner kann man sagen, dass auf die oralen Aktivitäten sich ganze kulturelle Universen setzen, also etwa die weltweit zu regionalen Eigentümlichkeiten ausdifferenzierten Riten, Ornamentierungen und Mutilationen (vgl. Garve), das Universum der differenzierten Ess-Stile, die Streuungen von Sprachen und Diversifikationen der Mimik, aber auch die kulturell wie lebensgeschichtlich eigentümlich ausgeprägten Formen der oral libidinösen und oral aggressiven Antriebe.

Nahezu alle oralen Aktivitäten weisen aufgrund ihrer bipolaren Organisation eine durchschnittliche Mittelzone auf, die man die Normalform nennen darf, die von einer mehr oder weniger großen Zahl von alltäglichen bis pathologischen Störungen bzw. Krankheiten gerahmt werden.

Besonders wichtig, aber in einem Diagramm schwer zu fassen, sind die Objektbeziehungsformen, die von den beiden Achsen der oralen Triebdynamik gebildet werden. Problematisch ist das Diagramm deswegen, weil die kulturelle Vielfalt von oral fundierten Beziehungen, die wir zu Objekten aufnehmen und unterhalten, nicht schematisch zu fassen ist. Die immer wieder festgestellte Doppelmatrix ist deswegen so wichtig, weil sie – nach dem Gesetz der Erhaltung psychischer Energien wie auch ihrer kulturellen *longue durée* – von individuellen Dispositionen (z. B. orale Abhängigkeiten, die zu Ess-Störungen führen; sadomasochistische Dynamiken, Volkskrankheit Zähneknirschen) bis zu kulturellen Übersetzungen (z. B. die langwellige Konjunktur des Vampirismus) und politischen

Figurationen reichen (projektive Identifikationen im Führer-Staat, kollektive paranoide Abwehrdynamiken oder Vernichtungswünsche). Hier sind noch viele historische Untersuchungen und Fallanalysen in durchaus interdisziplinärer Ausrichtung nötig, um die vorgestellten Diagramme mit Leben zu füllen. In jedem Fall belehrt der Mundraum darüber, dass die für die Anthropologie der Handlung grundlegende Unterscheidung von Tun und Empfinden ihre erste Formatierung durch die aktiven und passiven, motorischen und sensorischen Aktivitäten des Mundes erfährt.

Die Urhöhle unserer physischen und sozialen Existenz sind der Uterus und der Mundraum. Wenn in dieser Weise von Anthropologie gesprochen wird, so ist damit sowohl eine strukturelle (in Teilen überhistorische) wie auch eine historische Anthropologie gemeint. Letztere ist gewiss nicht durch die multiplen Aktivitäten des Mundraums erschöpft. So werden etwa die Richtungsräumlichkeit (z. B. oben/unten; rechts/links; vorne/hinten) und die kinetische Erschließung des Raums (durch den aufrechten Gang) durch andere Unterscheidungen und Leistungen gebildet als durch diejenigen des Mundraums. Menschenbildung kann nicht auf *einen* mythischen oder historischen Ursprung, aber auch nicht auf eine privilegierte Körperzone oder Leistung reduziert werden, sondern es handelt sich immer um einen komplexen Multi-Level-Selektionsprozess, der ebenso biologisch programmiert wie kulturgeschichtlich transformiert wird. Allerdings werden bestimmte Differenzierungen wie z. B. die von Innen und Außen, von Tun und Lassen, von Angenehm und Widrig, von Libido und Aggression zuerst im Munde gelernt. Diese oralen Matrixen prägen sich dann späteren Entwicklungsstufen auf, ohne die Offenheit der Bildungsprozesse und die Ausdifferenzierung der uns charakterisierenden Leistungs-, Empfindungs- und Erkenntnisniveaus zu determinieren.

Danica Dakić: *Autoporträt*, 1999, Videoinstallation, Ton, Besitz der Künstlerin, © VG Bild-Kunst, Bonn (aus: Armin Zweite (Hg.), *Ich ist etwas anderes: Kunst am Ende des 20. Jahrhunderts*, Ausstellungskatalog Stiftung Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Köln: DuMont 2000, 295)

In der Videoinstallation experimentiert die Künstlerin mit ihrem Gesicht und schafft daraus verschiedene Varianten eines Selbstporträts. Nicht nur die Augen, nahezu jede Körperlichkeit und jedes Alter sind gelöscht, fast unheimlich blickt uns augenlos das doppelmündige Wesen an, das vielleicht auch nur ein Schemen im Schwarz ist, etwas Imaginäres, ein Phantasma. So sehr wir in diesem Buch die Wichtigkeit des Mundraums betonen – dieses Porträt zeigt, was wir vermissen würden, wenn, wie Goethe sagt, die sprechenden Augen fehlen, der Blick, das Seelenfenster. Im Video sprechen die beiden Münder, in zwei Sprachen, die Doppelidentität der Künstlerin erinnernd. Der deutsche Mund erzählt von einem Vogel-Mann, der sich durch die eigene Stimme seine Mitbewohner schafft; der bosnische Mund spricht von einer Insel der Stimmen, die körperlos durcheinander tönen. ›Sprich, damit ich dich sehe‹, soll Sokrates gesagt haben, was Johann Georg Hamann in den *Sokratischen Denkwürdigkeiten* aufnimmt (1759). ›I see a voice‹, ruft Pyramus in Shakespeares *A Midsummer Night's Dream*, und fährt fort: ›Now will I to the chink, / To spy an I can hear my Thisbe's face. Thisbe?‹ So sieht er eine Stimme und hört ein Gesicht. Auf diese intersensorische Verflechtung kommt es an. Und nicht auf Gender-Verteilungen: Männer, so fanden Psychologen heraus, schauen sprechenden Frauen auf den Mund, Frauen schauen redenden Männer in die Augen. Mit unserem Buch geht es zwar um eine Rehabilitation des Mundraums und der Zähne, nicht aber um einen neuen Paragone der Sinne und der Körperteile.

LITERATUR

- Anzieu, Didier (1991), *Das Haut-Ich*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bayertz, Kurt (2012), *Der aufrechte Gang. Eine Geschichte des anthropologischen Denkens*, München: C.H. Beck.
- Barsanti, Giulio (1989), *L'orang-outan déclassé. Histoire du premier singe à hauteur d'homme (1780–1801) et ébauche d'une théorie de la circularité des sources*, in: Bull. Et Mém. de la Soc. D'Anthr. de Paris, n.s.t. 1, Nr. 3–4, 67–104.
- Bickerton, Derek (2010), *Adam's Tongue: How Humans Made Language, How Language Made Humans*, New York: Simon & Schuster.
- Bion, Wilfred R. (1992), *Elemente der Psychoanalyse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bion, Wilfred R. (1997), *Transformationen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Böhme, Hartmut und Slominski, Beate (Hg.) (2013), *Das Orale. Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin*, München: Fink.
- Calame, Claude und Kilani, Mondher (1999), *La fabrication de l'humain dans les cultures et en anthropologie*, Lausanne: Payot.
- Canetti, Elias (1960/1980), *Masse und Macht*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Decher, Friedhelm und Hennigfeld, Jochem (Hg.) (1992), *Philosophische Anthropologie im 19. Jahrhundert*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Eder, Klaus (1994), *Das Paradox der »Kultur«. Jenseits einer Konsensustheorie der Kultur*, in: Paragrana 3 (1994), H.1, 148–173.
- Freud, Sigmund (1930/1989), *Das Unbehagen in der Kultur*, in: Ders., Studienausgabe, Bd. IX, 5. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer, 193–270.
- Gadamer, Hans-Georg und Vogler, Paul (Hg.) (1972–75), *Neue Anthropologie*, 7 Bde., Stuttgart: Thieme.
- Gehlen, Arnold (1940/1993), *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Textkritische Edition, hg. v. Karl-Siegbert Rehberg, Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Harris, Marvin (1991), *Menschen: wie wir wurden, was wir sind*, 2. Aufl., Stuttgart: Klett/Cotta.
- Harris, Marvin (1968), *The Rise of anthropological Theory. A History of Theories of Culture*, New York: Harper & Roe.
- Harris, Marvin (1989), *Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch*, Frankfurt a.M. New York: Campus.
- Herder, Johann Gottfried (1772/1985), *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, in: Ders.: Werke in 10 Bänden, Bd.1, hg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 695–811.
- Janich, Peter (2015): *Handwerk und Mundwerk. Über das Herstellen von Wissen*, München: C.H. Beck.
- Kant, Immanuel (1784/1977), *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, in: Ders., Werkausgabe, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. XI, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 31–50.
- Kapp, Ernst (1877), *Grundlinien einer Philosophie der Technik*, Braunschweig: Westermann.
- Klein, Melanie (1933/1971), *Die Psychoanalyse des Kindes*, München Basel: Reinhardt.
- Kott, Jan (1975), *Gott-Essen. Interpretationen griechischer Tragödien*, München: Alexander.
- Leroi-Gourhan, André (1964/1965/1980), *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, übers. v. Michael Bischoff, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Leroi-Gourhan, André (1945/2012), *Milieu et Techniques*, Paris: Albin Michel.
- Markl, Hubert (1998), *Homo sapiens: Zur fortwirkenden Naturgeschichte des Menschen*, in: Merkur 7/1998, 564–581.
- Neuweiler, Gerhard (2008), *Und wir sind es doch – die Krone der Evolution*, Berlin: Wagenbach.
- Nietzsche, Friedrich (1999), *Nachgelassene Fragmente Frühjahr 1884*, in: Ders., Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bde., hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. XI, München Berlin New York: dtv/de Gruyter.
- Parzinger, Hermann (2014), *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift*, München: C.H. Beck.
- Plessner, Helmuth (1983), *Conditio Humana*, in: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. VIII, hg. v. Günter Dux u.a. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Plessner, Helmuth (1928/1975), *Die Stufen des Organischen und der Mensch*, 3. Aufl., Berlin New York: de Gruyter.
- Plessner, Helmuth (1961/1983), *Die Frage nach der Conditio Humana*, in: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. VIII, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 136–217.
- Pöhlmann, Egert (1970), *Der Mensch – das Mängelwesen? Zum Nachwirken antiker Anthropologie bei Arnold Gehlen*, in: Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 52 (1970), 297–312.
- Scheler, Max (1926/1954), *Mensch und Geschichte*, in: Ders., Philosophische Weltanschauung, München: Lehnen, 62–88.
- Scheler, Max (1994), *Schriften zur Anthropologie*, Stuttgart: Reclam.
- Winnicott, Donald W. (1953): *Transitional Objects and Transitional Phenomena*, in: International Journal of Psycho-Analysis, Vol. 33 (1953), S. 88–97.
- Scrivello, Orin: *Dentist!* Song aus »The Little Shop of Horror« (1986) (www.youtube.com/watch?v=bOtMizMQ6oM) (www.youtube.com/watch?v=XB7R0ZxNgC4) (Zahnarzt-Szene mit Bill Murray)
- The Trouble with Mr. Bean*, Zahnarzt-Szene (www.youtube.com/watch?v=YKv90WGMtGI)
- Die Angst des Zahnarztes vor der Behandlung: mit Tim Conway and Harvey Korman, in: *The Carol Burnett Show*, Comedy, TV Series, USA 1967–1978. (www.youtube.com/watch?v=wk92O0SEjXc)

AUTOREN

- Kurt W. Alt, Univ.-Prof. Dr. med. dent., Zentrum Natur- und Kulturgeschichte der Zähne, Danube Private University, Krems, Österreich
- Valeska Bertoncini, Literaturwissenschaftlerin, freie Autorin, Lektorin, Übersetzerin in Berlin
- Hartmut Böhme, em. Prof., Dr. phil., Kultur- und Literaturwissenschaft, Humboldt-Universität zu Berlin
- Susanne Codoni, Dr. h.c., Logopädin EDK, MAS CFKSc, Senior Consultant in der Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie, Universität Basel
- Peter Gängler, Prof. Dr. med. dent., Dr. h.c., ORMED Institute for Oral Medicine at the University of Witten/Herdecke
- Roland Garve, az. Prof., Dr. med. dent., Dr. phil., Ethnozahnmedizin, Danube Private University Krems, Österreich
- Anna Catharina Gebbers, Kuratorin an der Nationalgalerie im Hamburger Bahnhof, Berlin, Redakteurin, Ausstellungsmacherin, Autorin
- Hannes Haberl, Prof. Dr. med., Leiter der Sektion Pädiatrische Neurochirurgie, Neurochirurgische Klinik der Universität Ulm
- Urike Harms, Dr. med., Neurologin und Psychoanalytikerin, Klinik für Neurologie, Charité Universitätsmedizin Berlin
- Magdalena Holzey, Dr. phil., Kunsthistorikerin, Kuratorin an den Kunstmuseen Krefeld
- Alfons Hugger, Prof. Dr. med. dent., Poliklinik für Zahnärztliche Prothetik, Universitätsklinikum Düsseldorf
- Sybille Hugger, Dr. med. dent., Poliklinik für Zahnärztliche Prothetik, Universitätsklinikum Köln
- Hans-Peter Jöhren, Prof. Dr. med. dent., Universität Witten/Herdecke, Leiter der Zahnklinik Bochum, Augusta-Kranken-Anstalt
- Thomas Kaiser, Prof. Dr., Centrum für Naturkunde, Abteilungsleiter Mammalogie, Universität Hamburg
- Olaf Knellessen, Dr. phil., Psychoanalytiker in eigener Praxis, Zürich
- Cornelia Kober, Prof. i.R., Dr. rer. nat., Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
- Bernd Kordaß, Prof. Dr. med. dent., Zentrum für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, Universitätsmedizin Greifswald
- Ottmar Kullmer, PD Dr. phil., Senckenberg Forschungsinstitut Frankfurt am Main, Abteilung Paläoanthropologie und Messelforschung
- Matthias Lange, Dr. med. dent., Zahnarzt, Praxis für Zahnheilkunde, Berlin
- Karin Leonhard, Prof. Dr. phil., Kunstwissenschaft/ Kunstgeschichte, Universität Konstanz
- Martin Lotze, Prof. Dr. med., Leiter der Abteilung für Funktionelle Bildgebung in der Diagnostischen Radiologie der Universitätsmedizin Greifswald
- Clara Meister, Kuratorin, Berlin
- Friedrich Meschede, Dr. phil., Kunsthistoriker, Direktor der Kunsthalle Bielefeld
- Susann Neuenfeld, Dr. phil., Kulturwissenschaftlerin, Regisseurin des Theaterkollektivs Panzerkreuzer.Rotkäppchen PKRK, Berlin
- Ralf J. Radlanski, Prof. Dr. med. dent., Dr. med., Direktor der Abt. für Orale Struktur- und Entwicklungsbiologie, Charité – Universitätsmedizin Berlin
- Werner Röcke, em. Prof., Dr. phil., Germanistik/Ältere deutsche Literatur, Humboldt-Universität zu Berlin
- Sebastian Ruge, Dr. rer. med., wiss. Mitarbeiter, Abteilung für Digitale Zahnmedizin – Okklusions- und Kaufunktionstherapie, Zentrum für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, Universitätsmedizin Greifswald
- Hans-Jürgen Schindler, Prof. Dr. med. dent., Poliklinik für Zahnärztliche Prothetik, Universitätsklinikum Heidelberg
- Miriam Schoofs, Mag. iur., Kuratorin und Autorin in Berlin/Hamburg, Doktorandin der Kunstgeschichte
- Beate Slominski, Zahnärztin in eigener Praxis, Berlin, Leiterin des zahnmedizinischen Fortbildungsinstituts »Wissenschaft und Kultur«
- Moritz Steiauf, Kulturwissenschaftler, Berlin
- Marcus Stiglegger, PD Dr. phil., Film- und Kulturwissenschaftler, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz
- Florian Tremba, Literaturwissenschaftler, Berlin
- Jürgen Trabant, em. Prof., Dr. phil., Romanische Sprachwissenschaft, Freie Universität Berlin
- Asmus Trautsch, Philosoph und Autor, Berlin
- Ralf Vollmuth, Dr. med. dent., Wissenschaftler am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam und apl. Prof. am Institut für Geschichte der Medizin, Universität Würzburg
- Frank Wohl, Dr. med. dent., Praxis für Zahnheilkunde, Grafenwöhr

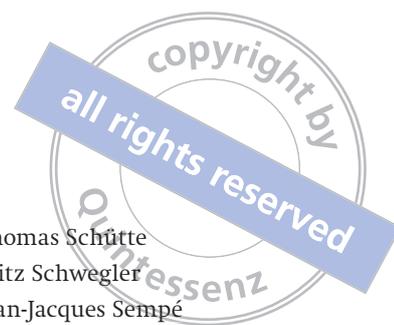


KÜNSTLER

Marina Abramović
 Hans Christian Andersen
 Vito Acconci
 Jost Ammann
 Joseph Apoux
 Arman
 Kader Attia
 Matthew Barney
 Aurel Bauh
 Jacques-André Boiffard
 Anna und Bernhard Johannes Blume
 Hieronymus Bosch
 Andrea Bowers
 Brassai
 Pieter Bruegel d. Ä.
 Charles Le Brun
 Philip Burne-Jones
 Luis Buñuel
 Elias Canetti
 Giovanni Benedetto Castiglione
 Jacques Albin Simon Collin de Plancy
 Michelangelo Merisi da Caravaggio
 Walter Crane
 Joos van Craesbeeck
 Danica Dakić
 Joe Dante
 Hanne Darboven
 Otto Dix
 Jimmie Durham
 Maria Eichhorn
 Max Ernst
 VALIE EXPORT
 Peter Fischli & David Weiss
 Ruben Fleischer
 W.C. Fields
 Lucio Fontana
 Marc Forster
 Heiner Franzen
 David Henry Friston
 Théophile Gautier
 Franz Gertsch
 Johann Wolfgang Goethe
 Liam Gillick
 Douglas Gordon
 Francisco José de Goya

Asta Gröting
 Mona Hatoum
 Damien Hirst
 Ferdinand Hodler
 Nina Hoffmann
 Hans Holbein d.J.
 Athanasius Kircher
 Andrej Iskanov
 Elfriede Jelinek
 Franz Kafka
 Rudyard Kipling
 Kurt Kranz
 Gerhard Lang
 Maria Lassnig
 Sheridan Le Fanu
 Lynn Hershman Leeson
 Gottfried Lindauer
 Lucas van Leyden
 Urs Lüthi
 René Magritte
 Mario März
 Oliver Mark
 Bernhard Martin
 Quentin Massys
 Meister der Katharina von Kleve
 Hans Memling
 Pat Mendelson
 Ina Mendieta
 Annette Messenger
 Michel Mettler
 Michelangelo Buonaroti
 Edvard Munch
 Bruce Nauman
 Meret Oppenheim
 Papan
 Edgar Allan Poe
 Arnulf Rainer
 Pipilotti Rist
 George A. Romero
 Joseph Roth
 Gaston-Louis Roux
 Thomas Rowlandson
 Peter Paul Rubens
 John Schlesinger
 Gregor Schneider

Thomas Schütte
 Fritz Schwegler
 Jean-Jacques Sempé
 Santiago Sierra
 Slaves and Tartars
 Daniel Spoerri
 Annegret Soltau
 John Stezaker
 Ernst Stöhr
 Bram Stoker
 Andreas Slominski
 Barbara Steppe
 Friedemann von Stockhausen
 Quentin Tarantino
 Paul Thek
 Rosemarie Trockel
 Piotr Uklanski
 Horace Emile Jean Vernet
 Michael Wutz
 Brian Yuzna



IMPRESSUM

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Quintessenz Verlags-GmbH
Ifenpfad 2-4
12107 Berlin
www.quintessenz.de

© 2016 Quintessenz Verlags-GmbH, Berlin
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-
verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Copyright Texte: © bei den Autoren.

Copyright Abbildungen: © VG Bild-Kunst, Bonn: Marina
Abramović, Vito Acconci, Arman, Kader Attia, Danica Dakić,
Hanne Darboven, Otto Dix, Maria Eichhorn, Max Ernst, Lucio
Fontana, Douglas Gordon, Asta Gröting, Damien Hirst, Oliver
Mark, Bernhard Martin, Mario Merz, Annette Messager, Meret
Oppenheim, Gregor Schneider, Thomas Schütte, Fritz Schwegler,
Santiago Sierra, Annegret Soltau, Daniel Spoerri, Friedemann
von Stockhausen, Paul Thek, Rosemarie Trockel.

Matthew Barney (Gladstone Gallery, N.Y.), Andrea Bowers
(Capitain Petzel, Berlin), Jimmie Durham (Bundeszahnärz-
tkammer Berlin), VALIE EXPORT (Courtesy the artist), Peter Fischli,
David Weiss (Courtesy the artists, Sprüth Magers, Berlin
London), Liliam Gillick (Galerie Esther Schipper, Berlin, Andrea
Rossetti), Heiner Franzen (Courtesy the artist), Kurt Kranz (Ingrid
Kranz, Wedel), Gottfried Lindauer (Museum of New Zealand),
Ana Mendieta (Gallery Lelong, N.Y.), Pipilotti Rist (Hauser &
Wirth, Zürich London), Andreas Slominski (Sammlung Grässlin,
St. Georgen), Barbara Steppe (Courtesy the artist), Horace Emile
Jean Vernet (Getty Images), Michael Wutz (Slg. Gebr. Wutz).
Alle weiteren Abbildungen: Bildarchive Böhme, Slominski sowie
der Autoren.

Wir danken allen Inhabern von Bildnutzungsrechten für die
freundliche Genehmigung der Veröffentlichung. Sollte trotz
intensiver Recherche ein Rechteinhaber nicht berücksichtigt
worden sein, so werden berechnete Ansprüche im Rahmen der
üblichen Vereinbarungen abgegolten.

We thank all copyright owners for their kind permission to
reproduce their material. Should, despite our intensive research
any person entitled to rights have been overlooked, legitimate
claims shall be compensated within the usual provision.

Herstellung: Ina Steinbrück, Quintessenz Verlags-GmbH, Berlin
Lektorat: Asmus Trautsch
Gestaltung: Knut Wiese, graphic design elfzwei, Berlin
Druck: Bosch Druck GmbH, Landshut/Ergolding

ISBN 978-3-86867-297-8

Printed in Germany

DANKSAGUNG

Wir danken Dr. Alexander Ammann vom Quintessenz-Verlag
für die bereitwillige Aufnahme des Bandes ins Verlagsprogramm
und die stets gute Zusammenarbeit. Knut Wiese gebührt beson-
derer Dank für die Buchgestaltung und die bewährte, immer
geduldige Zusammenarbeit. Asmus Trautsch hat mit großem
Einsatz die Lektorierung besorgt, wofür ihm gedankt sei.
Die Autoren haben professionell mit uns zusammengearbeitet
und die Künstler und Künstlerinnen haben uns großzügig
Werke zum Abdruck zur Verfügung gestellt: dafür allen unser
herzlicher Dank.

